II.

Kirchenstaat, Kirche und Nationalstaat.

Von

Hermann Reuchlin.

Kirche und Kirchen, Pabstthum und Kirchenstaat, historisch-politische Betrachtungen von J. J. Döllinger, München 1861.

Dante und die italienischen Fragen, ein Vortrag von Karl Witte, gehalten im März 1861. Halle.

Memoires pour servir à l'histoire de mon temps par Guizot, Paris et Leipzig 1858.

L'église et les sociétés chretiennes par Guizot. Paris et Leipzig 1861.

Note circulaire adressée par le gouvernement des Romagnes à ses agents à l'étranger. Bologne 1859.

Pour la cause Italienne aux évêques catholiques, apologie par un prêtre catholique (Passaglia). Paris 1861.

Delle cinque piaghe della santa chiesa. (Rosmini). Lugano 1848.

Revue des deux mondes 1. Dec. 1861. VIII: Pellegrino Rossi, l'Italie et la papauté par Ch. de Mazade.

Revue d. d. mondes, August bis December 1861, mehrere Arbeiten von Forcade, theils eigene Aufsätze, theils in der revue de la quinzaine.

Edinburgh review. Juli 1861. (von Cartwriht?)

Die Infragestellung des Kirchenstaats, das an den Papst gerichtete Ansinnen, sich gutwillig seines alten, anerkannten, ansehnlichen

Länderbesitzes und seiner weltlichen Souveränität zu begeben, ist gewiß etwas ganz Unerhörtes. Die päpstliche Souveränität über Land und Leute schien mehr als irgend eine andere den Stempel „von Gottes Gnaden" an sich zu tragen. Wohl war sie schon öfters thatsächlich angegriffen, zeitenweise auch aufgehoben worden. Aber dieses war im feindlichen Zusammenstoße der Mächte, kurz in Kriegszeiten geschehen. Der Frieden mußte dann schließlich irgend eine Verständigung bringen und stellte auch jedesmal dem Papste ein weltliches Gebiet zurück. Diesesmal aber wird nach einem Kriege, bei dessen Eröffnung die Sicherheit des päpstlichen Gebiets ausgesprochen worden war, nach geschlossenem Frieden, nicht blos eine Provinz, sondern der ganze Kirchenstaat und Rom selbst in Anspruch genommen. Und dieselbe Macht, welche dieses Ansinnen stellt, verlangt, daß der Papst vertrauensvoll in ihrem Schooße bleibe und mit ihrem weltlichen Herrscher dieselbe Hauptstadt theile.

Auf welchen Rechtsgrund hin, mit welcher Begründung, kraft welches Motivs wird dieses unerhörte Verlangen ausgesprochen? — Kraft einer zu politischem Axiom erhobenen Idee, durch welche die katholische Kirche wiederholt in ihrem Innern, nicht blos in ihrem äußern Bestande, erschüttert und gefährdet wurde, im Namen des Princips der Nationalität, über welches das Papstthum sich gestellt hat. Man betheuert, nur durch Erhörung dieses Ansinnens sei die Freiheit, die Unabhängigkeit der Kirche, wie die Italiens zu gewinnen. Allerdings haben schon berühmte Vertheidiger der Ansprüche der katholischen Kirche und Bevölkerungen „die freie Kirche in dem freien Staate" auf ihr Panier geschrieben. Allein sie waren hierzu von der Kurie nie bevollmächtigt, und es erscheint beinahe als Ironie diese jetzt dafür am Worte nehmen zu wollen.

Und dieses Ansinnen, ja die dasselbe erhebende Idee ist noch sehr jung. — Wohl haben schon in den Jahren 1831 und 1849 Versammlungen der Abgeordneten der insurgirten päpstlichen Provinzen erklärt, daß der Papst für immer seine Souveränität über sie verloren habe. Aehnliches ist schon mancher Dynastie und manchen anderen Fürsten, besonders in Wahlreichen, geschehen. Der Gedanke aber, daß der Papst selbst, — zum Besten Italiens und der Kirche, fügt man bei — seine weltliche Souveränität niederlegen solle, ist in dieser Form, mit der

Motivirung durch die Nothwendigkeit des italienischen Einheitsstaats und durch die Unentbehrlichkeit Roms für denselben, noch kein Jahrzehnt alt. — Denn bei der Erhebung Italiens im Jahre 1848 hoffte man durch ein Bündniß der italienischen Fürsten das seit Jahrhunderten ersehnte höchste Gut, die Unabhängigkeit Italiens vom Auslande, zu erringen. Erst seit die andern Fürsten Italiens in ruhigeren Zeiten die Verfassungen aufhoben und sich der österreichischen Reaktion anschlossen, während Victor Emanuel mitten in fürchterlichen Prüfungen, welche sein Volk und ihn persönlich trafen, die Verfassung und die nationale Fahne unerschütterlich aufrecht erhielt, erst seit dieser Zeit keimte, außerhalb der mazzinistischen Verschwörungsbande, in Manin und einigen Patrioten der Gedanke, daß Italien nie die Unabhängigkeit und die politische Freiheit erringen, daß es sie noch weniger behaupten könne, wenn es nicht Ein Staat und zwar unter dem Hause Savoyen werde. Erst die Betheiligung Piemonts am Krimkrieg flößte einer Anzahl Patrioten das nöthige Vertrauen in den Unternehmungsgeist des Hauses Savoyen ein.

Es war zuerst im Jahre 1856, als der Verfasser Dieses von einigen gewiegten Politikern in Italien äußern hörte, der Papst werde sich unter der gemeinsamen Garantie der christlichen Mächte, ohne Land und Leute, einer würdigeren Unabhängigkeit erfreuen, als indem er für immer in Rom auf französische, in der andern Hälfte des nur nominell päpstlichen Staats auf österreichische Bajonette gestützt bleibe. Erst die kurz darauf gestiftete italienische Nationalgesellschaft predigte die Einheit ganz Italiens unter dem Hause Savoyen. Die römische Frage wurde von ihr anfangs wenig berührt. In dem vom 21. Februar 1858 datirten Glaubensbekenntniß der Gesellschaft heißt es ganz kurz: „wir wollen eine gemeinsame Hauptstadt haben, welche Ihresgleichen in der Welt nicht haben und Rom heißen soll."

Cavour verhielt sich sehr vorsichtig zu diesen Ideen; die Leiter jener Gesellschaft, namentlich La-Farina suchten ihn wider seinen Willen dafür zu compromittiren. In der altpiemontesischen Politik wurzelnd wollte Cavour zunächst ein starkes oberitalienisches Königreich; vom Kirchenstaat bedurfte er dazu nur der Romagna. Diese fiel unmittelbar nach Magenta vom Papste ab. Das Weitere waren ihm „Fragen der Zeit", Rom blieb ihm dies bis an sein Ende. Turin wäre ihm

noch auf Jahre der erwünschte Regierungssitz gewesen. Mit dem Ausdruck „Frage der Zeit“ wollte er indeß durchaus nicht das Postulat leugnen, sondern vielmehr seine Ueberzeugung aussprechen, daß die Idee und die Logik der zum Theil aus ihr sich entwickelnden Thatsachen, wie sie ihn zur Anerkennung gezwungen hatten, auch die öffentliche Meinung der gebildeten Nationen besiegen würden. Er wußte, daß hier eine bloße materiell vollendete Thatsache nicht nützen würde, daß die Frucht in den Geistern reifen müßte.

Nachdem selbst die Mehrheit der italienischen Nationalgesellschaft — dies kann man als Zeuge erhärten — vergeblich versucht hatte den Ausbruch des Feuers noch Jahr und Tag zu dämpfen, steckte der grimmige Haß der Sicilianer und der Calabresen gegen die Bourbonen im Frühjahr 1860 Italien am südlichen Ende in Flammen. Bald fehlte Italien zum Zusammenschluß seiner Hauptglieder nur der seine Mitte durchschneidende Kirchenstaat. Wenn Italien diesen Zusammenschluß nicht durch die Krone Piemont erlangte, so waren die Rothhemden von einem tollkühnen Versuche, denselben auf eigne Faust und zu ihrem Nutzen zu versuchen, unmöglich abzuhalten. Darum schritt jetzt Cavour unter zum Theil nur scheinbaren Vorwänden im Kirchenstaat, aber immer noch so ein, daß Rom selbst und das Verhältniß Italiens zu Frankreich Fragen der Zeit blieben.

Daß Rom für die Länge die einzige mögliche Hauptstadt des italienischen Einheitsstaates ist, kann nicht bestritten werden. Daher ist es dieser, gegen welchen alle Diejenigen ankämpfen, welche dem Papst Rom, das Erbtheil St. Petri und vielleicht wieder sein ganzes Gebiet vindiciren wollen. Wir haben daher im Folgenden diejenigen Männer, welche bedeutend genug sind, um als Vertreter geistiger Richtungen und namhafter Parteien zu gelten, je nach ihrer Stellung gegen oder für den nationalen Einheitsstaat Italien gruppirt. Eben daraus erhellt auch, daß und wie die sich gegenwärtig ausschließlich papstfreundlich Nennenden und die Partei der Restauration der vertriebenen Dynastieen solidarisch zusammenhängen. Der Einheitsstaat ist ihr gemeinsamer geistiger und materieller Feind und Erbe.

So legt denn diese junge Idee Hand an den geheiligten Besitz und spricht: gib mir ihn, ich brauche ihn nothwendig! Sonst gehe ich, sonst rennt der sittlich-religiöse, wie der politische Bestand des italie-

nischen Volkes dem Abgrunde zu, sonst entzünden sich für Europa die größten socialen Gefahren. — Dieses unerhörte, naiv listige Ansinnen mit den begleitenden Handlungen mußte natürlich in allen Ländern der Christenheit, je nach dem Charakter, der Gefühls- und Denkart jedes Einzelnen den verschiedensten Eindruck hervorbringen. Während die Einen, vielleicht die jugendlicheren Geister, in diesem Ereigniß die Macht der Idee und ihrer unaufhaltsamen Logik bewundern und darin den Vorboten eines Völkerfrühlings für das eigne Vaterland begrüßen, sind die Anderen, vielleicht die Gewitzigteren, die Starrgewordenen, entrüstet zugleich über die Frechheit und über die Hinterlist des Frevels. Diese sehen nicht blos das Königthum von Gottes Gnaden tief erschüttert; nicht blos innerhalb der katholischen Kirche Stehende sehen dadurch die sittlichen Grundlagen aller legitimen Regierungen, ja die des Privatbesitzes unterwühlt. Und es ist wohl keine Frage, daß wenn der Papst „an dieses Gespenst" des Zeitgeistes sich seiner Souveränität über Land und Leute, über die ewige Stadt entäußern müßte, so steht zu befürchten, daß selbst zwischen Botzen und Meklenburg nicht Alles bis ans Ende der Tage Bestand hätte. Jedes Recht, jeder Besitz müßte sich den Ansprüchen des Zeitgeistes gegenüber immer aufs Neue thatsächlich rechtfertigen.

Es ist daher gar nicht zu erwarten, daß sich bald eine Verständigung dieser einander gründlich entgegengesetzten Auffassungen finde, mag dem Ansinnen der Italiener binnen der nächsten Jahre thatsächlich entsprochen werden oder nicht. Erst wenn dieses eben sowohl geistige als greifbare Weltereigniß Gegenstand der Geschichte geworden ist und objektiv, auf einige Entfernung überblickt werden kann, werden von den sittlich und geistig Gebildeten auf beiden Seiten immer mehr vermittelnde Gesichtspunkte gewonnen werden.

Dieses gemahnt uns aber an den Beruf und an die Kraft, welche die Geschichte, sofern sie nicht ein Parteimachwerk ist, zu üben berufen ist. Sollte nicht auch die Geschichte des Kirchenstaats von seinem Anfange herab bis auf unsere Tage die Kraft haben, den Geistern aus der Parteiauffassung der vorliegenden Frage, den Gemüthern aus der subjektiven Stimmung heraus zu helfen, die Kraft, jene Annäherung der noch so extremen Ansichten, die Verständigung in einigen Punkten, zu befördern? — Zwar hat man es in Parteigeschichtsschrei-

bung schamlos weit gebracht; sie ist unermüdlich die Wundenränder wieder auseinander zu zerren und ihr Gift einzuträufeln. Aber soll darum die Wahrheit und Versöhnung suchende Geschichtsforschung verzagen? Es würde sich vielleicht nur darum handeln, einen Mann zu finden, welcher bei beiden Hauptparteien die nöthige Autorität genießt, um ihn als Führer durch die Entwicklungsgeschichte des Kirchenstaats anzuerkennen. Wir behalten uns vor, unsere Ansicht auszusprechen, wo seine Wegweisung uns nicht bestimmt genug oder vielleicht mangelhaft erscheinen sollte.

Unter allen oben genannten Werken ist nur Eines, welches die Entstehung und Entwicklung und damit den Charakter des Kirchenstaats und seiner Regierung geschichtlich beleuchtet, nämlich das Werk Döllingers. Diese seine Geschichte ist eine in vieler Beziehung treffliche.

„Die weltliche Macht," heißt es bei Döllinger als Summa, „fiel dem Papste zu als Sache der Noth und der Pflicht." Dabei weiß er aber das Einzelne genau zu unterscheiden, namentlich die Zeiten, wo der Papst nur großer Grundbesitzer unter der Hoheit und dem Schutze der byzantinischen, später der deutschen Kaiser war, diese Zeiten, als ein Gregor VII. den großen Kampf um die Unabhängigkeit, um die Weltherrschaft der Kirche glorreich kämpfte, von den späteren Zeiten, als der Pabst wirklicher Landesherr wurde. Dieses geschah nach Döllinger erst unter Innocenz III. (seit 1198). Der Kontrast der eignen weltlichen Unmacht und der geistigen Macht im Kampfe Gregors VII. um die Unabhängigkeit der Kirche, nicht um weltliches Gebiet, wird in seiner Großartigkeit hingestellt; damit ist aber zugleich der Beweis geliefert, daß das Papstthum ohne weltliches Fürstenthum nicht blos bestehen, sondern auch eine großartige Stellung behaupten könne.

Kaum ein Jahrhundert lang war der Papst auch weltlicher Fürst, als der größte Dichter und Prophet Italiens, einer der größten der katholischen Kirche, gegen den Hochmuth und die weltliche Verderbniß des Klerusregiments, als gegen einen Auswuchs des Kirchenstaats gewaltiges Zeugniß ablegte. Der berühmte Herausgeber und Ausleger Dante's, Karl Witte, hat in einer im März 1861 gehaltenen Rede die bezüglichen Aussprüche zusammengestellt. Constantin, an

dessen Schenkung Dante glaubt, sieht im Jenseits, „wie sehr er sich dabei betrogen und daß die Welt darum in Trümmer geht.“ Dante schaut im Paradiese in einem Gesichte den Wagen der Kirche voll von den Federn des kaiserlichen Adlers, „deren dieser zum Fluge wohl bedürfte.“ Aus dem Himmel ertönt ein Klageruf: mein Schifflein, wie schlecht bist du beladen! und der Wagen der Kirche verwandelt sich in das apokryphische Thier mit sieben Häuptern und zehn Hörnern. St. Peter spricht glühende Worte heiligen Zorns über den Mißbrauch seines Namens und seiner Schlüsselgewalt, über den, „der meines Stuhls sich anmaßt dort auf Erden“; besonders ergrimmt er darüber, daß Kriegsheere unter der Schlüsselfahne in Christenländer einrücken, ja daß wegen zeitlicher Besitzungen der Bann ausgesprochen, daß „den Kindern dort und hier das (geistige) Brod entzogen werde, welches doch der Vater droben nicht verschlossen.“ — Wir müssen Hermann Grimm darin beistimmen, daß gerade die Unvereinbarkeit weltlicher Herrschaft mit kirchlichem Oberpriesterthum derjenige Punkt im politischen Glauben der göttlichen Komödie ist, welcher auch noch auf die Jetztzeit Anwendung leidet.

Döllinger zeigt, daß Dante nur gegen dasjenige Waffenthum seiner Zeit war, welches mit den Anjou und mit den Franzosen verbunden das Papstthum unterjochte. Die Orthodoxie Dantes und seines Gedichtes ist nicht angezweifelt, vielmehr war und ist dieses einer der Edelsteine, womit sich die katholische Kirche schmückt. Wiederholt haben Päpste die Widmung neuer Ausgaben der göttlichen Komödie angenommen. Diese Riesendichtung hat seit mehr als einem halben Jahrtausend viele Hunderte der edelsten Italiener im Glauben ihrer Kirche erhalten. Vernachlässigung seines Studiums in Italien charakterisirt immer Zeiten materialistischen Unglaubens wie sittlicher Erschlaffung. Nicht selten hört man in Italien die Ueberzeugung aussprechen, Dante bilde bessere Christen als die Bibel.

Zugleich ist aber durch dieses erste große Werk in italienischer Volkssprache auch das Bewußtsein der Italiener als Einer Nation, als Einer Kulturnation erweckt worden und das italienische Nationalbewußtsein ist im Studium der Räthsel Dante's erstarkt. Mazzini hat die Schriften seines Vorläufers Ugo Foscolo über Dante herausgegeben. Aus diesem erhellt, daß Dantes Ansicht über die weltliche

Fürstengewalt des Papstes die Geister in Italien empfänglich für antikirchenstaatliche Ansichten machen mußte, wenn die Ereignisse ihnen solche nahe legten.

Nach Döllinger war sogar schon zu den Zeiten von Innocenz III., des Gründers des Kirchenstaats, aus denselben Motiven von einem Ungenannten der Vorschlag gemacht worden, die Länder des Papstes einem mächtigen Könige gegen die Verpflichtung, dem Papste das reine Einkommen daraus frei zu verabfolgen, in Emphyteuse (also zu Erblehen nach römischem Rechte) zu geben. — Denselben Vorschlag machte Cavour der Kurie vor ein Paar Jahren.

Döllinger versichert, das Verhältniß des Papstes zu seinen Unterthanen sei schon früh ein gespanntes, gewaltsames gewesen, weßhalb selbst die Welfen sich von ihm ab, der französischen Partei zugewandt haben. So sei es möglich geworden, das Papstthum in die Gefangenschaft der französischen Nation zu bringen, woraus die von der deutschen und von der italienischen Nationalität aufgestellten Gegenpäpste und das Aergerniß der gegenseitigen Verfluchung entsprangen.

Den Kardinal Albornoz, welcher während jener babylonischen Gefangenschaft des Papstthums, seit dem Jahre 1353, die meisten Städte wieder für den Papst gewann, diesen großen Staatsmann nennt Döllinger den zweiten Gründer des Kirchenstaats. Wir selbst aber müssen darauf aufmerksam machen, daß dieser edle Spanier der Prototyp der Hoffnungen Döllingers ist. Denn derselbe wußte, während der Papst jenseits der Alpen lebte, nicht nur die Mauern, sondern auch die Herzen für die päpstliche Herrschaft zu gewinnen und zwar indem er Mittelitalien von eingedrungenen Tyrannen befreite, ihm die Freiheit der Selbstverwaltung gab und verbürgte. — Und diese Wiederaufrichtung des Kirchenstaats erfuhr von keinem großen Italiener Widerspruch; Italien wünschte den Papst wieder in seiner Mitte zu haben. Ihn in Italien zu behalten wünschte Cavour und wünschen die piemontesischen Politiker.

Nachdem die Einheit und die Autorität des Papstthums in Constanz aus dem Zerfall zu unerwarteter, gefährlicher Höhe wieder erhoben war, begann für seine weltlichen Unterthanen die Zeit der Willkürgewalt der Kurie, während kriegerische Päpste wie Julius II. das zum Theil an tapfere Kriegshauptleute gefallene

Gebiet wieder zusammenfaßten, arrondirten und vergrößerten. Döllinger hat vergessen zu zeigen, daß diese dritte und letzte Gründung des Kirchenstaats nach türkischer Art vor sich ging. Denn wie der christliche Adel bei dem Sturze des byzantinischen Reichs in den Serails der türkischen Großen elend verendete, so hat auch der zärtlich geliebte Sohn des Papstes Alexander VI. (1492), das Scheusal Cäsar Borgia, nachdem er jene Dynasten Mittelitaliens durch Meineid gefangen, getödtet und beerbt hatte, selbst ihre Söhne seinen unnatürlichen Lüsten geopfert. Papst Julius II. (1503) vertrieb den schändlichen Nepoten, den raubreichen Paschah aus seinem Königreiche, aber er gab dessen Raub nicht an die da und dort überlebenden Nachkommen jener Dynasten zurück, sondern er behielt Alles als Eigenthum der Kirche.

Behufs jener und noch größerer Pläne wurden von diesen Päpsten die Fremden nach Italien berufen, welche dieses zum Tummelplatz ihrer Eifersucht machten und es bald so, bald anders unter sich vertheilten. In Italien wurzelt der Glaube fest, das weltliche Fürstenthum der Päpste sei die für fremde Interventionen stets offne Pforte in die innern Angelegenheiten Italiens gewesen und würde es für immer sein. In jenen Zeiten war ein gewaltiger Zeuge gegen die Verweltlichung der Kirche in Savanarola aufgestanden, der von der im Sinne des Urchristenthums gereinigten Republik Florenz die Heilung der Kirche und Italiens erhoffte. Er wurde von Alexander VI. excommunicirt und verbrannt.

Döllinger sagt, erst seit Leo X (1513), also erst seit 350 Jahren sei der Papst im ruhigen Besitze des Landes. Diese Verbindung geistlicher und kirchlicher Macht erklärte er schon in seinen Reden für bedenklich, indem er sagt: „Die Herren der kirchlichen Wissenschaft haben in der Verbindung der höchsten kirchlichen Gewalt und Würde mit einem weltlichen Königthum nicht etwa einen Vorzug oder eine Vollkommenheit gesehen, sondern nur etwas durch die Noth der Zeit Gebotenes. „An sich," sagt Kardinal Bellarmin (um 1580) „würde es wohl besser sein, wenn die Päpste sich blos mit geistlichen Dingen, die Könige aber mit den weltlichen befaßten; aber durch die Bösartigkeit der Zeiten seien dem Papste und andern Bischöfen weltliche Fürstenthümer gegeben worden." Auch gegenwärtig, fügt Döllinger hinzu,

haben in der Kirche angesehene Männer die Ueberzeugung, es wäre besser diese Fürstenthümer aufzugeben.

Wir dürfen auf Döllingers treffliche Schilderung des Nepotenregiments des 16. und 17. Jahrhunderts nicht eingehen, da dieses Aergerniß von allen Päpsten unseres Jahrhunderts gründlich gemieden wurde. Aber wir haben auf die Bemerkung Passaglias zu achten, daß der Eid, wodurch der neugewählte Papst sich verpflichtet keinen Theil des Kirchenstaats abzutreten, nach der Absicht der Gesetzgeber zunächst gegen die Abtretung kirchenstaatlicher Provinzen an Nepoten gerichtet war. Die Päpste haben im 16. Jahrhundert Parma wieder aufgegeben, 1796 die Romagna und Avignon und zwar in einem förmlichen Friedensschlusse abgetreten. Kardinal Pacca, der getreue Gehilfe und Leidensgenosse von Pius VI., hatte sich mit dem Gedanken versöhnt, daß der Papst fürder ohne Land und Leute seinem hohen Berufe entsprechen werde.

Die Darstellung der inneren Regierung des Kirchenstaats bei Döllinger ist reich an Wahrheit, namentlich die Schilderung des gleichzeitigen, parallelen Wachsthums des nivellirenden, Alles verschlingenden Absolutismus, der Centralisation und der hilflosen Schwäche, der Schuldenlast (diese seit Sixt. V. 1583). Die Kurie war schon 1796 nahe an dem Staatsbankerott. „So kamen, sagt Döllinger, im 18. Jahrhundert Zeiten, in denen die Päpste die bittere Erfahrung ihrer Schwäche und Schutzlosigkeit den Höfen, besonders den bourbonischen gegenüber machen mußten, Zeiten, in denen der Kirchenstaat, weit entfernt die päpstliche Unabhängigkeit zu sichern, vielmehr als ein Mittel betrachtet und behandelt wurde, einen Papst durch Occupation von Provinzen (in kirchlichen Sachen) zu Schritten zu zwingen, die er sonst nicht gethan haben würde." — Auch Pius VI. und VII., urtheilt derselbe, haben der französischen Revolution gegenüber ihr Benehmen darnach geregelt, daß sie den Landesfürsten höher stellten als das Kirchenoberhaupt (womit wohl auch das Concordat mit dem ersten Consul gemeint ist). Selbst die Kardinäle seien nur zu stummen Zeugen bei Promulgation der päpstlichen Beschlüsse herabgesunken; in den seltenen Fällen, wenn ein Papst ihren Rath zu begehren schien, hätten sie sich darauf beschränkt, das vom Papste Vorgeschlagene zu loben. — Dafür nahm

die Prälatur besonders die weltliche Macht an sich, das heißt, Leute welche nach dem Ausdruck der Italiener nicht Fleisch noch Fisch sind, „vom Geistlichen nur das Gewand und zeitweise das Cölibat haben.“ Also herrscht im Kirchenstaat nicht einmal der Priester, sondern sein Schein, seine „Maske“, sein Rock, wie dort des Kaisers Hut. Nur sie können nebst Kardinälen bekanntlich bis zu unsern Tagen die höheren Staatsämter, selbst das Kriegs-, das Finanzministerium führen. Doch wir werden bald sehen, wie Döllinger diese specifische Erscheinung des Kirchenstaats noch in unserer nächsten Gegenwart charakterisirt.

Diese Darstellung bedarf einer kleinen Ergänzung. — Seit 1560 war Rom das Hauptquartier zur Niederkämpfung der Reformation und der aus ihr entstandenen Staaten und so bis 1648 der Mittelpunkt der großen europäischen Politik, der Sammelplatz der staatsmännischen Geister. Daher wurde eine ganze Reihe politisch ausgezeichneter Männer Kardinäle und als solche auch Gouverneure der Provinzen des Kirchenstaats, welchen nicht selten auch ihre ungeheuren Einkünfte aus anderen Ländern zu gut kamen. Aber seit Ludwig XIV. sammelten sich die hervorragenden Söhne hochadeliger Familien in Paris um den neuen Mittelpunkt der europäischen Politik. Die staatsmännische Schule in Rom wurde hauptsächlich in kirchlichen Dingen fortgepflanzt. Die Tradition der Landesregierung durch Kleriker erlitt von 1797 bis 1814 eine erfolgschwere Unterbrechung. Während in dieser Periode die Unterthanen an eine eingreifende weltliche Regierung gewöhnt wurden, wurde der Klerus, so lange der Staatsgeschäfte entwöhnt, dazu viel untauglicher. Seit 1814 waren es meist nur romantische, also zum weltlichen Regieren unpassende Persönlichkeiten, welche sich aus andern Ländern in Rom einstellten.

Bestechend ist die Bemerkung Döllingers, daß während der Revolutionskriege mit dem deutschen Kaiserthum die natürliche Stütze des Papstes fiel, „denn, sagt er ganz im Sinne Dantes, wenn der Papst das Schwert führte, so war es ein Fehler oder ein Akt der äußersten Nothwehr.“ Auch Karl Witte glaubt einigen Werth darauf legen zu dürfen, daß die Römer noch um 1819 Franz II. von Oesterreich als ihren Kaiser begrüßten. — Allein der Fall des deutschen Reiches war für den Papst nur insofern von Bedeutung, als

bei dieser Katastrophe alle die vielen geistlichen Fürstenthümer, die Kirchenstaaten diesseits der Alpen säkularisirt wurden, so daß der päpstliche Kirchenstaat allein, vereinzelt in der neuen Welt übrig blieb. War von nun an der Papst gegen selbstbewußtes Auftreten der fürstlichen Erzbischöfe, gegen Emser Punktationen gesichert, also seine kirchliche Autorität unbeschränkter geworden, so war seine weltliche Souveränität jetzt wie ein altes Gebäude, an dessen Seiten andere zeitgenössische Gebäude niedergerissen werden.

Durch die Niederlegung der deutschrömischen Kaiserkrone (6. August 1806) aber verlor der Papst in der That nichts. — Schon Dante bedroht ein halbes Jahrtausend früher die ersten habsburgischen Kaiser mit Unheil, weil sie ihrer Kaiserpflicht vergessend Italien nicht heimgesucht. Gewinngier habe sie davon abgehalten. — Und so blieb es denn durch die Jahrhunderte herab; die Habsburger suchten ihre nationalitätslose Hausmacht auszudehnen. Es gehört zu ihrem prosaischen Charakter, daß sie fort und fort, unbekümmert um die Pflichten des deutsch-römischen Kaiserthums, nur die daran hängenden Ansprüche zu verfolgen und die Nutzungen auszubeuten suchten. Hätten sie blos dieses gethan, ohne in jenes sich zu verirren, so würden sie damit eine Pflicht gegen ihre Unterthanen erfüllt haben. Auf diesem Standpunkt der Familienerrungenschaft stehend gab Karl V. bei seiner Abdankung 1555 das vor Kurzem an das Reich zurückgefallne Herzogthum Mailand nebst Neapel und Sicilien an Spanien. Bekanntlich gewannen die österreichischen Habsburger erst als Erbe der 1700 ausgestorbenen spanischen Habsburger die Hälfte von Italien, wovon sie jedoch, trotz der Waffenhilfe Preußens und anderer deutschen Fürsten, nur den kleinsten Theil zu erhalten wußten. Es ist bekannt, wie das deutsche Reichsland Lothringen an Frankreich abgetreten wurde, um in Toskana eine habsburgische Secundogenitur zu gründen. Das sehr verkleinerte Herzogthum Mailand und das auch im Namen des Reichs eingezogene, von Oesterreich sich einverleibte Mantua, insularische Vorlande, blieben bis zu ihrem völligen Verluste 1797 die einzigen Stationen der österreichischen Politik in Italien. Die deutscheste Habsburgerin, Mutter Maria Theresia betrachtete sie durchaus nicht als einen Brückenkopf zur Verbreitung deutschen Wesens, deutscher Interessen,

sondern ausdrücklich als eine Brücke um die österreichische Politik, ihren Schwerpunkt aus Deutschland heraus zu verlegen. Franz II. dachte, so lange er deutsch-römischer Kaiser war, ebenso wenig an seine Pflichten als Schutzherr der römischen Kirche, wie an die gegen das deutsche Reich, so ausschließlich an Vergrößerung seiner Hausmacht, daß er seine eigene Niederlage 1796 dazu zu benutzen suchte, den geängsteten Papst zu Abtretung der Romagna an Oesterreich zu bewegen. In mehreren Traktaten*) z. B. von 1800, von 1813 ließ sich Franz von England einen großen Theil vom Gebiete dieses seines unglücklichen Verbündeten, wie von Piemont garantiren. Selbst englische Diplomaten fühlten darüber Gewissensskrupel. Daher war denn auch Franz durch den ihm vom Wiener Congreß ausgeworfenen Länderbesitz, wodurch sein Gebiet in Italien arrondirt und im Vergleich zu 1796 verdreifacht wurde, durchaus nicht zufrieden; er suchte seine mittelbare Herrschaft in Italien um so mehr auszudehnen, indem er von seiner mißtrauischen Herrschaft sich leiten ließ und sich den italienischen Fürsten als Beschützer gegen den bösen Geist ihrer Unterthanen empfahl. Franz haßte die Italiener, weil sie unter dem italienischen Königreiche die liberalen Ideen der Neuzeit eingesogen hatten; er haßte sie, wie ein Italiener den andern haßt, mit der ganzen Kraft seines mißtrauischen Instinkts. Nur zum Hohn, wenn es galt gerechte Ansinnen der Italiener abzuweisen, erinnerte er daran, daß auch er (in Florenz) geborner Italiener sei. Gebildete Italiener, Patrioten bekennen, daß sie schöne Jahre im diesseitigen Oesterreich verlebten, daß der Absolutismus an der Donau patriarchalische Züge hatte, aber in Italien sei er ein ganz anderer gewesen. Metternich erkannte im Italiener das geweckte moderne Nationalbewußtsein, dessen Gefahr für Oesterreich er voraussah. Desto verliebter war er in seinen bitteren Witz, Italien sei nur ein geographischer Begriff. Guizot sagt, er habe Metternich diesen Sarkasmus schon vor seinem Falle verwiesen.

Sind wir aber damit nicht von unserer Aufgabe abgeirrt? — Nein, gewiß nicht! Die reaktionäre Partei sucht unermüdet und nicht

*) Vergleiche die Beweisstücke in den Preußischen Jahrbüchern Band I. Heft 6 und Band II. Heft 2.

ganz ohne Erfolg durch falsche Darstellung der Verhältnisse Deutschlands zu Italien, Oesterreichs zur Kurie das deutsche Nationalbewußtsein und die Kirchlichen zu verblenden, um sie auszubeuten. So lange die Unwahrheit sich breit macht, darf und muß auch die Wahrheit auf dem Plane bleiben. — Obige Thatsachen liegen vielmehr recht im Mittelpunkte unsrer Aufgabe. Man hat mit Recht gesagt, es gebe Zeiten, wo es nicht erlaubt, wo es Unrecht, unpatriotisch sei die ganze Wahrheit zu sagen. Eine solche Zeit war das Frühjahr 1859. Jetzt aber ist es durch das, was wir alle selbst mit ansahen, Jedem einleuchtend geworden, daß die Verschlingung in den österreichischen Absolutismus in Italien den Papst wie die übrigen Fürsten der sittlichen Stützen beraubt, sie in den Verlust der Anhänglichkeit ihrer Unterthanen und damit ihrer Länder hineingezogen hat. Viel erheucheltes Christenthum und falschen Patriotismus schlägt Döllinger durch die Bemerkung, daß man, daß namentlich Deutschland dem Italiener nicht zumuthen, noch aufbürden dürfe, was es selbst nicht von Andern ertragen wollte.

Der Kaiser von Oesterreich war also seit 1814 nicht mehr jener Kaiser des Mittelalters, welcher gestützt auf die feudalen Elemente im Lande seine uralten Oberhoheitsrechte als halbheimischer, als deutschrömischer, wenn auch nur zum Schein zum Besten des „Reiches" geltend machte; er war ein fremder Souverän, welcher sich selbst ausdrücklich nur auf das Recht der Eroberung berufend, seine neue, äußerst günstige, die Unabhängigkeit der italienischen Staaten mit Nothwendigkeit bedrohende Stellung ausnützte, um durch diplomatische List und Waffen Italien jede eigene Bewegung, besonders auf den Bahnen der Freiheit und Nationalität, unmöglich zu machen. Je mehr es ihm gelang die Fürsten Italiens solidarisch mit sich zu verbinden, desto fremder mußten sie dem eignen Volke werden.

Diese allgemeinen Elemente der Loslösung der Unterthanen von den Fürsten wurden im Kirchenstaat durch eigenthümliche Mißverhältnisse verschlimmert. Der aus dem Exil zurückkehrende Papst wurde in der Romagna als Friedensbote mit Jubel begrüßt; seine Regierung bewahrte immer noch etwas von ihrer Milde oder Gleichgiltigkeit; seine finanzielle Lage war durch die Franzosenherrschaft verbessert, welche das viele alte päpstliche Papiergeld außer Cours

gesetzt und Vieles in Ordnung gebracht hatte. Nichts desto weniger kam es bald dahin, daß die Romagnolen lieber Unterthanen des verhaßten Oesterreichs werden, als päpstliche bleiben wollten.

Döllinger sagt, die Völker haben längst keine Sympathie mehr gehabt für geistliche Regierungen. Als Nachkomme eines fürstbischöflichen Beamten weiß er dieses genau zu schätzen. Ganz besonders war dies der Fall bei den Bevölkerungen Mittelitaliens. Rossi sagt, in dem Königreich Italien (mit Romagna und den Marken) seien beinahe alle Beamte italienische Laien gewesen. Hier und in den unmittelbar dem französischen Kaiserreich einverleibten Provinzen des früheren Kirchenstaats, südwestlich vom Apennin, hatte man um das Lehrgeld von Strömen Menschenbluts Sinn und Gefühl für die Ehre des Bürgers, für militärische Ehre bekommen. Dieser Ehrenpunkt ist ein wesentlicher, ein Punkt, worüber man nicht markten kann, während die materiellen Vortheile des Laien- und des Klerikerregiments noch gegen einander abgewogen werden könnten. Deßhalb wollten die Söhne der besseren Familien, wenn sie irgend zu leben haben, durchaus keine Dienste im päpstlichen Beamten- oder Offiziersstand nehmen, während man sich um die Anstellungen im Königreich Italien reißt.

Mit dem klerikalen Charakter der päpstlichen Regierung ist die Form des Wahlreichs unzertrennlich verbunden. — Schon in seinen Vorträgen bemerkte Döllinger: „Die Wahlform, vortrefflich für die Kirche, ist für den Staat ein bedeutender Nachtheil im Vergleich zu der Erblichkeit der Dynastieen. Diese bilden ein Bollwerk der Stätigkeit und Dauer. Die Geschichte lehrt, daß die Wahlreiche stärkeren Erschütterungen ausgesetzt sind, leichter zu Grunde gehen als Erbreiche". — Man könnte dagegen einwenden, daß die weltliche Regierung des Kirchenstaats seit lange von dem Kardinal-Staatssecretär geführt werde. Döllinger sagt aber mit gutem Grunde, daß seit längerer Zeit im Conclave die Maxime herrsche, nie den Kardinal-Staatssecretär zum Papst zu wählen, und daß der neugewählte Papst stets einen neuen Staatssecretär ernenne. „Denn keiner soll zweimal regieren", sagen die Kardinäle. Dieses verlangt der aristokratische Charakter der Kurie, welcher sich in einige solche Punkte zurückgezogen hat. Jeder Kardinal will einige Aussicht behalten zur Re-

gierung zu kommen. Deßhalb, sagt Döllinger, sei auch „Mancher wegen seiner nahen Sterblichkeit zum Papst gewählt worden.“ Daher herrsche bei den Päpsten eine Kürze der Regierungszeit wie bei keiner Dynastie. Als Beleg dafür bringt er merkwürdige Parallelen bei. Er beweist mit bedeutenden Autoritäten, daß in keinem andern Staate ein solcher Wechsel der leitenden Personen und der Regierungsmanieren eingerissen sei wie im Kirchenstaat. Es sei, als ob dieses Extrem eine natürliche Compensation für die Stabilität der Kurie in kirchlichen Dingen wäre.

So richtig dieses Alles ist, müssen wir doch darauf aufmerksam machen, daß sich die Untergrabung der weltlichen Autorität der Kurie seit 1814 nicht aus der kurzen Regierungszeit der Päpste erklärt. Denn unser Jahrhundert zählt einige langlebige Päpste, Pius VII. von 1800 bis 1823, Gregor XVI. von 1831 bis 1846; Pius IX. wurde absichtlich als junger Mann von 54 Jahren von der kirchenstaatlichen Reformpartei gewählt. Wir müssen uns also nach anderen Erklärungsgründen des Zerfalls der geistigen und materiellen Stützen der päpstlichen Regierung umsehen.

Auch für diese **Periode seit 1814** stellt Döllinger die Motive mit seltener Wahrhaftigkeit und Klarheit hin. Dieses zeigt sich schon in der Anerkennung der Zeugen. Die ultramontanen Organe waren gewöhnt Farini und alle diejenigen wegwerfend zu behandeln, welche ihm Glauben schenken. Döllinger sagt bestimmt, in Rom versichere man, das von Farini über die Klerusregierung Gesagte entspreche der Wahrheit. Sodann hat sich Döllinger für die Zeiten vor und nach 1848 der bittern Mühe unterzogen, die von Genarelli 1860 aus den Archiven der Romagna und der Marken zusammengestellten Dokumente, die Berichte der päpstlichen Legaten, die Prozeßakten über politische Untersuchungen (zwei starke, enggedruckte Quartbände) durchzuarbeiten. Döllinger hat zwar die Einzelnheiten dieser Inquisition nicht gegeben, aber daß sie ihm ins Blut übergegangen sind, ist aus dem Accent zu fühlen, womit er sein Urtheil ausspricht.

Je genauer sich Döllinger an die prägnanten Ausdrücke jener Berichte hält, um so mehr halten wir es für unsere Pflicht, im später Folgenden einen Mosaik seiner Worte zu geben.

Man sollte nach obiger Darstellung glauben, der päpstliche Ab-

solutismus habe schon lange vor 1789 seinen Höhepunkt erreicht. Döllinger beklagt es aber schon in seinen Reden, daß Kardinal-Staatssecretär Consalvi seit 1814 mit Vergnügen in die Erbschaft der napoleonischen Vielregiererei eingetreten sei und die Rechte der Korporationen nicht wieder hergestellt habe. „Es blieben nur Schatten von Municipalitäten. Selbst die Gemeinderäthe wurden (und werden) von klerikalen Präfekten ernannt. Im Ganzen war die Gewalt der Geistlichkeit in der weltlichen Regierung bedeutend größer geworden, als sie früher gewesen.“ — „Seitdem wurde die geistliche Regierung, und das ist sie, obgleich im Jahre 1848 in der Staatsverwaltung 109 Geistliche auf 5059 Beamte trafen, als eine widerwillig getragene Last empfunden, die man je eher je lieber abschütteln möchte.“ — In der „Alles überschattenden Stellung des Klerus“, in der Disharmonie, in dem innern Widerspruch dieser französisch modernen Einrichtung neben der hierarchisch mittelalterlichen habe die Krankheit ihren Grund. Er weiß offenbar nicht abzusehen, wie dieselbe von innen heraus geheilt werden könnte. — Das lautet freilich ganz anders als die von Anderen immer wieder aufgewärmte Fabel von dem municipalen Leben unter der Aegide der Klerusregierung. „Dabei war das päpstliche das complicirteste unter allen europäischen Verwaltungssystemen.“ — Und wem war die Leitung dieser complicirtesten Maschine anvertraut, auf wem lastete die ungeheure Verantwortung? — Die breite Grundlage dieser Verwaltung waren Laienbeamte „denen das Gefühl der Standesehre fehlte, weil sie meist aus geringeren Familien durch die Protektion einer geistlichen Genossenschaft mit einer Stelle versorgt“, nur als niedere Diener betrachtet, keine Aussicht auf ein ehrenvolles Vorrücken haben. Denn die leitenden Stellen waren und sind den Kardinälen und Prälaten vorbehalten. „Die Pflanzschule, woraus die Regierung diese ihre höheren Beamten nahm (und nimmt), war jene Klasse römischer Abbates, welche mit sehr unzureichenden juristischen und ohne alle staatswirthschaftliche Studien, mehr abgerichtet, als gebildet, besser vertraut mit kirchlichen Ceremonien als mit den Verwickelungen und Interessen des bürgerlichen Lebens, ihr Vertrauen auf das Patronat eines Kardinals setzten.“— Der Klerus namentlich im Kirchenstaat charakterisire sich durch Erhebung über das bürgerliche Gesetz. Haben doch bedeutende Auto-

ritäten erklärt, daß der Priester nur denjenigen bürgerlichen Gesetzen Gehorsam schuldig sei, welchen die Giltigkeit auch für Geistliche vom Gesetzgeber ausdrücklich beigefügt sei. Der Geistliche sei als Verwaltungsbeamter wie als Richter geneigt, sich und seine moralische Ueberzeugung „über den Buchstaben des Gesetzes" zu stellen, welcher doch eine Bürgschaft der Gleichheit vor dem Gesetze ist. Döllinger nimmt Aergerniß besonders an dem Bruch dieser Gleichheit, welcher in dem Vorrechte des Geistlichen im Kirchenstaate liegt, für Vergehen leichter bestraft zu werden als Laien.

Wir können leider unserem Führer, wie überhaupt nicht ins Detail, so auch nicht in die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Päpste folgen. Die Restaurationsbestrebungen Leo's XII. (1823) haben nach ihm hauptsächlich das Spioniersystem zur bleibenden Folge gehabt. Gregor, mitten unter dem Aufstande des Februar 1831 gewählt, hielt nicht einmal die allgemeinen Versprechungen; ein frommer, gelehrter Theologe habe er „die kirchlichen Dinge sehr gut, die weltlichen (wie so mancher andere Papst) um so weniger verstanden."

Während die Mächte dringend riethen den Laien auch zu den entscheidenden Aemtern den Zugang zu öffnen, wurde gerade dies von der interessirten Prälatur bestimmt abgewehrt. Döllinger erkennt, daß in dieser Epoche die weltliche Macht des Papstthums einen tödtlichen Stoß erlitt; die Fremdenregimenter erschöpften die Finanzen und die unvermeidliche österreichische Militäroccupation machte das Klerikerregiment nicht bloß verhaßter, sondern auch verachteter.

Während der zweiten Hälfte der Regierung Gregors XVI. erschienen einige Schriften, worin das Verhältniß des Papstthums und seines weltlichen Regiments theils zu seinen Unterthanen, theils zu Italien beleuchtet wurde. Das erste war der Fall in Massimo d'Azeglios Schrift: icasi di Romagna, welche die tiefe, grimmige Unzufriedenheit der Romagnolen mit der Klerusregierung schilderte, aber von Aufständen abrieth. Charakteristisch war darin die principielle Erörterung der Frage, ob man Böses thun dürfe um einen guten Zweck zu erreichen, ob nämlich einige Millionen Menschen als Unterthanen der Kurie politisch rechtlos und auf einer niederen Kulturstufe zurückgehalten werden dürfen, weil man voraussetze, daß diese Karyatiden für das Bestehen der Kirche nöthig seien. Diese Fra-

gestellung war keine subjektive, zufällige; sie war ganz aus dem Herzen der gebildeteren Bewohner der päpstlichen Provinzen herausgewachsen, welche natürlich, da es sich um ihr eigenes Loos handelt, und sie sich wie andere Menschen als Selbstzweck betrachten, zur Verneinung sehr geneigt waren. Diesseits der Alpen Wohnenden wird es leicht anders zu urtheilen. — Der geniale Massimo ist vor Kurzem, in Folge eines indiskreter Weise veröffentlichten Privatbriefes, plötzlich für die Reaktionäre eine Autorität geworden, da er sich gegen die ausgedehnten Annexionen ausspricht. Er ist nämlich seit Jahr und Tag in eine Bequemlichkeit versunken, welche ihm auch den Anblick energischer Rührigkeit unangenehm macht. Es ist bezeichnend für die Reaktionspartei, daß sie bedeutende Männer oft erst dann anzuerkennen, sich erst dann auf sie zu berufen weiß, wenn sie sich selbst überlebt haben.

Eine ganz entgegengesetzte Seite der italienischen Lebensfrage faßte Abbate Gioberti in seinem primato morale e civile degl' Italiani an. Er ignorirte die Lage der päpstlichen Unterthanen, wie den überwältigenden Druck Oesterreichs, er stellte sich auf den weltgeschichtlichen Standpunkt: „Italien ist seit zwei Jahrtausenden der Mittelpunkt der Menschheit, besonders für ihre geistigen Angelegenheiten, und zwar seit dem Sturz des römischen Kaiserthums kraft des Papstthums. Dieses ist für Italien noch die große Leuchte der Civilisation, der nationale Einheitsknoten, die Bürgschaft des Sieges der vernünftigen Freiheit.“ Die Völker Italiens werden ermahnt nur solche Reformen zu wünschen, bei welchen sich das Papstthum auch betheiligen könnte, also keine Verfassung; dann wird Italien abermals das ihm entsprechende nationale Leben verjüngt sehen. — Im Freudentaumel dieses Optimismus besuchten Tausende von Liberalen die Kirchen wieder, ein schwerer Bann schien von Italien genommen, die Priester waren entzückt über den Abbate, welcher ihnen die Achtung der gebildeten Volksklassen wieder geschenkt hatte.

Diese Kirchlichkeit der nationalen Bewegung pflanzte sich in der Wahl Pius IX. fort. Der von den Conservativen viel gerühmte Rossi schreibt im Frühjahr 1847, Pater Ventura und ähnliche nationale und liberale Geistliche seien nur nothwendige Symptome der nationalen Bewegung, welche mit der Kirche Hand in Hand gehe. Als

Ventura damals bei der Todtenfeier O'Connels ausführte, daß die Kirche und die politische Freiheit sich gegenseitig tragen, habe unter den Tausenden keine Miene einen sarkastischen Zug verrathen. Diese Bewegung war Jahr und Tag nichts weniger als kirchenfeindlich, sie ist es also nicht principiell, sie will und kann sich immer wieder mit der Kirche versöhnen. Dieses beabsichtigte schon Gioberti, indem er als piemontesischer Minister zu Ende des Jahres 1848 dem nach Gaeta entflohenen Pius anbot, mit piemontesischen Waffen ihn als constitutionellen Fürsten nach Rom zurückzuführen. Die letzte Schrift Giobertis, welche er nach der Niederwerfung der nationalen Hoffnungen bei Novara in freiwilliger Verbannung in Paris schrieb, forderte die Italiener auf, ihre Sitten zu reinigen und zu stählen, er that dies auf eine Weise, welche mit der Praxis der Kirche in Italien unsanft zusammenstieß. Aber die Ueberzeugung, daß der Sitz des Papstes im Herzen Italiens eine Zierde und eine Ehrensache für Italien sei und der lebhafte Wunsch denselben sich zu erhalten, sofern es irgend ohne Gefährdung der Nationalunabhängigkeit geschehen könne, ist durch Giobertis erste, Epoche machende Schrift in den Italienern geweckt oder befestigt worden. Diese Ueberzeugung beherrscht auch die gegenwärtige Situation.

Entfernt nicht so sanguinisch hoffnungsvoll, als ernster Censor hatte unmittelbar nach dem Primato der piemontesische Graf Cäsar Balbo von den Italienern vor Allem sittliche Kräftigung an der Hand der Kirche als Gymnastik für den unvermeidlichen Kampf der Befreiung von der Fremdherrschaft gefordert. In diesem könne nicht der Papst, sondern nur Piemont den Reigen führen; sei aber der Fremdling verdrängt, dann möge eine Conföderation die Unabhängigkeit der reformirten lebensfähigen Staaten beschützen. Er hoffte die Dynastieen würden in diesem Kampfe wirklich italienisch werden.

Auf diese Ueberzeugung Balbos vom Jahre 1844 berufen sich jetzt Guizot und andere Gegner des italienischen Einheitsstaats, Fürsprecher der Conföderation der zu restaurirenden Dynastieen. Allein schon Balbo hatte bei der „Auferstehung Italiens“ durch seine engen Schranken hindurchgebrochen. Als z. B. Pius durch die Allokution vom 29. April 1848 seine Betheiligung an dem nationalen Unabhängigkeitskampfe verweigerte, that Balbo, der Mann der strengen Dis-

ciplin, des Gewissens, damals piemontesischer Ministerpräsident, alles Mögliche, um die päpstlichen Generäle zu bewegen, ihre Truppen dennoch über den Po gegen die Oesterreicher zu führen. Zu gleicher Zeit annexirte er für Piemont nach Kräften die Lombardei, die Herzogthümer, und auf dem Papier auch Venetien. Im Mai 1849 reiste er nach Gaeta, mehr mit dem Wunsche, als in der Hoffnung Pius zum Festhalten an der Verfassung zu bewegen, welches dieser noch wenige Wochen zuvor gelobt hatte. Balbo lebte und starb in der Hoffnung, daß für Italien von Piemont das heilige Feuer der Nationalität und der Freiheit und damit der christlichen Civilisation erhalten würde. Als er 1853 starb, war er derselben Ueberzeugung mit Vielen, welche seitdem durch die Nothwendigkeit der Dinge Vertheidiger des Einheitsstaates geworden sind, aber damals mit Cavour ein starkes oberitalienisches Königreich erstrebten. Die Versöhnung der Kirche mit Nationalität und Freiheit war der Herzenswunsch, welchen beide mit ins Grab nahmen. — Und dieser Balbo ist eine Hauptautorität, welche die Restaurationsmänner gegen die Einheit Italiens anzurufen wagen!

Alle diese mahnenden, ermunternden Stimmen hatten bis 1846 im Vatikan keine Aenderung hervorgebracht. „Bisher ist es unsäglich schwer gewesen, gewisse Reformen im Kirchenstaate durchzusetzen, schreibt Döllinger, da ein Papst mit dem reinsten Willen an dem stillen, beharrlichen, gemeinschaftlichen Widerstande Derer scheiterte, die bei der Erhaltung des Herkömmlichen ihre Rechnung finden.“ Aus den Dokumenten entnimmt Döllinger über die Stimmung folgendes: „Aus Ferrara wurde der Regierung im Jahre 1843 berichtet: Die ganze Bevölkerung der Romagna sei regierungsfeindlich gesinnt. Aus Imola berichtete der Legat Kardinal Massimo 12. August 1845: der Stolz der Bevölkerung mache ihr das Priesterregiment unerträglich; vom Patrizier bis zum niedrigsten Ladenjungen hinab seien alle verschworen, Jeden von den Behörden Verfolgten zu beschützen und der Strafe zu entziehen. Viele Beamte und Geistliche seien geneigt sich mit den Neuerern zu verständigen; man müsse die ganze jetzige Generation von 18 Jahren an aufwärts verloren geben, denn sie sei grundsätzlich feindlich gegen die Regierung und man werde sich immer mit ihr im Kriegszustande befinden. Der Governatore von Rom, Ma-

rini, meinte in seiner Antwort: nach vielen, auch anderwärts her eingelaufenen Berichten verhalte es sich freilich so; zugleich aber berührte er eine Hauptquelle des Uebels, die gezwungene Thatenlosigkeit, welche das Regierungssystem mit sich brachte." Gemäßigte, der Kurie sonst ergebene Laien sagten, „gerade die großen Gebrechen und Mißbräuche in der Civilverwaltung seien es, welche das Volk auch in seinem Glauben irre machten, sein Vertrauen auf die päpstliche Leitung der Kirche erschütterten; in ganz Italien bahne die ungünstige Meinung, die man von den Zuständen und der geistlichen Regierung des Kirchenstaats hege, religiöser Irrlehre den Weg."

Döllinger schreibt ferner: „Von 1833 an verschlimmerte sich die Lage mit jedem Jahre. Die aus den untersten Klassen gebildeten päpstlichen Volontärs übten argen Terrorismus und politische Mordthaten, durch die revolutionäre Partei begonnen, wurden immer häufiger, die Regierung ward unvermeidlich immer argwöhnischer und quälerischer, man verließ sich auf den vierfachen Arm der Oesterreicher, der Franzosen, der Schweizer, und der Sanfedisten (eine reaktionäre, bewaffnete Partei meist aus dem niederen Landvolk) und die Volontärs-Spionage, doppelt verhaßt und gefährlich bei einer Priesterregierung, da das Volk sofort Misbrauch religiöser Mittel dabei argwöhnt, ward in großem Maßstabe getrieben."

Um so leichter athmete das Volk, seit Pius IX. im Juli 1846 durch die Amnestie seiner Herzensgüte Genüge gethan hatte. Wenn aber bald darauf dasselbe Volk ihn drängte, so dürfen wir nicht vergessen, daß der vielgepriesene Rossi von Anfang an dringend gerathen hatte, der Papst solle klar und frei erklären und ins Werk setzen, wie viel oder wenig er gewähren könne und wolle. Aber stets unentschlossen und zögernd müßte ihm die Führung der Bewegung gänzlich entfallen. Schon im Sommer 1847 hielt daher Rossi die Revolution für beinahe unvermeidlich. Mit großartiger Satyre schilderte er die Unmöglichkeit einer constitutionellen Regierung für den Kirchenstaat, in welchem der Klerus politische Privilegien, z. B. durch Aufstellung der Pairskammer in Gestalt des Kardinalskollegiums, behalten sollte. Dann könnte das Ministerium in den Fall kommen, einen Pairsschub von zwanzig Kandidaten für die Papstwürde vornehmen zu müssen. Die katholische Welt müßte den von einer solchen Majorität als von

einer bloß kirchenstaatlichen Partei gewählten Papst mit solchem Mißtrauen betrachten, daß ein Schisma nahe läge. Es ist tragisch, daß Rossi den dennoch über sich genommenen Versuch eine wahrhaft constitutionelle Regierung im Kirchenstaat durchzuführen, den Prälaten und den Radikalen gleich verhaßt, mit seinem Leben bezahlte. — Andere gewichtige Bedenken einer constitutionellen Regierung in einem Staate mit Kardinalcollegien und Prälaten bringt Döllinger vor.

Schon die Allokution vom 29. April 1848, worin der Papst erklärt, er könne als solcher sich nicht an dem nationalen Unabhängigkeitskampfe betheiligen, hatte den tiefen, unheilbaren Bruch zwischen dem weltlichen Fürsten Pius und seinem Volke herbeigeführt. Die Furcht, in Oesterreich möchte sich der Josefinismus mit dem Deutschkatholizismus verbinden, welche ihm von der österreichischen Gesandtschaft eingeimpft war, ja seine Stellung als Papst stieß ihn in diesen Wirbel; steuerlos trieb er als Raub der entgegengesetzten gewaltigen Strömungen, bis er nach Ermordung Rossis im November 1848 heimlich nach Gaeta entfloh. Da die vom Papst zur Regierung während seiner Abwesenheit Berufenen dieselbe nicht antraten, da Antonelli, jetzt überwältigender Berather von Pius, jede Verständigung abwies, wählte das Volk des Kirchenstaates, trotz des päpstlichen Verbots und des gedroheten Banns, seine Abgeordneten zu der Constituirenden nach Rom, welche den Verlust der weltlichen Souveränität des Papstes und die Republik proklamiren mußte.

Döllinger urtheilt: „Auch diesmal fiel die päpstliche Gewalt im ganzen Lande, trotz der Verehrung, die Pius IX. persönlich genoß, mit größter Leichtigkeit. Die völlige Urtheilslosigkeit einer Bevölkerung, von welcher mindestens 99 Hunderttheile nie, weder vor noch nach der Revolution, ein Buch oder eine Zeitung zur Hand nahmen, erleichterten den Triumvirn und ihrem Anhange ihr Werk.“ — Wir möchten nur fragen, ob auch damals oder 1831 piemontesische Hinterlist und Geld Schuld waren?

Die Widersprüche des bemitleidenswerthen Papstes und die Grabeseinsamkeit seiner Regierung schildert unser Führer mit wahrheitsschwerer Kürze: „In der Allokution vom 29. April 1849 hatte Pius erklärt, er habe nie daran gedacht, die Natur und den Charakter seiner Regierung zu ändern, er hatte also das Statuto mit seiner Repräsen-

tativverfassung als völlig verträglich mit dem Charakter der päpstlichen Herrschaft bezeichnet. Allein nun kamen Jene zur Herrschaft, welche das Heil des Staats in der schleunigen Wiederherstellung alles dessen, was gefallen war, erblickten. Auch die Inquisition erstand wieder. Pius war (binnen weniger Monate) überzeugt worden, daß die unverbesserlichen Radikalen als Feinde der staatlichen Ordnung und positiven Religion jede Concession zu ihren Zwecken ausbeuten würden. Durch die Einsetzung der Staatsconsulta erhielten die Laien das Recht in innern Angelegenheiten ihre berathende Stimme abzugeben, aber die Entscheidung und fast alle höheren Aemter kamen wieder ganz in die Hände der Prälaten. Den Municipien wurde eine gewisse Selbständigkeit zugesagt; aber die ersten Gemeinderäthe zu ernennen behielt sich der Papst vor. Und der Kardinal-Staatssekretär Antonelli, der eigentliche Lenker des Staatswesens, hat durch ein Circular vom 29. April 1854 verordnet, daß die Wahlcollegien wieder nicht zusammen berufen werden sollen."

Diese Praxis, welche mit dem Buchstaben der Versprechungen, ja der Gesetze in so schroffem Widerspruch steht, rechtfertigt Antonelli den Rathschlägen der fremden Gesandten gegenüber mit der fatalen Wahrheit, „daß der Kurie nur wenige tüchtige Laien zu Gebot stehen; sobald sie die Besetzung auch nur der Gemeinderäthe durch die Wahl der Begütertsten zuließe, so würden dieselben mit den Feinden der Kurie besetzt werden."

Wie führte nun das restaurirte Priesterregiment, durch fremde Bajonette wie in ein starkes Quarre eingeschlossen, unangreifbar, seine unumschränkte Gewalt? „Geistliche, schreibt Döllinger, bestraften als Richter politische Vergehen. Wenn man, wie es häufig geschah, Gesinnungen und Meinungen, die nach dem eigenen Geständnisse der Regierenden die allgemein herrschenden waren, als subsidiäre Beweise gebrauchte, um darauf die Verurtheilung eines nicht gehörig überführten Menschen zu den schwersten Strafen zu begründen, dann mußte freilich die Kluft zwischen dem Volke und dem Klerus immer breiter werden. — In den traurigen Zeiten seit 1849 erzeugte das System des massenhaften Einkerkerns in den ungesunden Gefängnissen noch größere Erbitterung. Der Governatore von Faenza stellte im Jahre 1853 vor, man habe eine große Anzahl von Personen ohne Verhör,

ohne Proceß, vielleicht selbst ohne Verdacht, blos zur Vorsicht in die Gefängnisse gebracht, wo sie nun schon Jahre lang sich befänden. Mehr als 450 Processe seien schon seit vier oder fünf Jahren anhängig. Auf solche Weise könne keine Liebe zum Fürsten beim Volke gepflanzt werden." — „Politisch Verdächtige seien in den Gefängnissen mit Verbrechern gegen Eigenthum und Leben vermengt."

Aber auch derjenige Theil der päpstlichen Unterthanen, welcher außerhalb der Gefängnisse lebte, war durch das Mißtrauen der herrschenden Partei bei jedem Schritte überwacht und gebunden. Die Polizei und die geistliche Gerichtsbarkeit, in Einer Hand zusammengefaßt, suchte selbst in das Heiligthum des Familienlebens einzudringen. Die Familie in unserem Sinne und die Dienstboten bilden in Italien in bürgerlichen Kreisen mit patriarchalischem Gleichheitsbewußtsein eine familia. Die Klerusdespotie wußte auch dieses Asyl zu stören und das Vertrauen darin zu vergiften. „Im Jahre 1856, schreibt Döllinger nach Dokumenten, erließ der Inquisitor Airaldi in Ancona ein langes Edict, worin wieder unter Androhung der schwersten Censuren die Denunciation jedes kirchlichen oder religiösen Vergehens, welches Jemand an Anderen wahrgenommen habe, Allen zur strengsten Pflicht gemacht wird, so daß eine Magd z. B. in den Bann verfiele und straffällig würde, wenn sie versäumte, der Inquisition anzuzeigen, daß jemand im Hause an einem Feiertage oder Sonnabend Fleisch gegessen habe." Das Mißtrauen wird nur um so schrankenloser, als dem von der Inquisition in Untersuchung und zu Strafe Gezogenen der Name des Anklägers und Zeugen nicht genannt wird.

Gerade durch solche Fälle sei die öffentliche Meinung in Frankreich gegen die Fortdauer des französischen Waffenschutzes für eine solche sogenannte Regierung immer entschiedener gestimmt worden.

Das Bisherige entnimmt Döllinger Dokumenten; er läßt aber in Folgendem auch liberalen, ja piemontesisch gesinnten Italienern das Wort, auf die Gefahr hin, daß man auch ihm nachsage, er habe auf den Schmerzensruf des Kirchenstaats geachtet. Ein solcher Kirchenstaatler schreibt: „Unsrer Gesetzgebung fehlt Einheit; Niemand kann wissen, welches ältere oder neuere Gesetz gegen oder für ihn zur Anwendung kommen wird. In unserer Strafgesetzgebung ist Alles vag,

ungewiß und widersprechend. Eine gesetzlose Polizei treibt eben darum ihre Willkür aufs Aeußerste und mischt sich in Alles. Anstellung und Beförderung im Staatsdienste hängt völlig von der Gunst oder Ungunst einiger Mächtiger ab; wissenschaftliche Bildung, Erfahrung und Verdienst hat wenig damit zu schaffen. Der Handel erliegt unter dem drückenden Prohibitivsystem. Wir werden ausgesogen durch Monopole und Steuerverpachtungen, welche die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse vertheuern, einige Personen auf Kosten des Staates und Volkes bereichern*), einen Theil des Volkes demoralisiren und die Regierung mit dem Hasse von vielen Tausenden belasten. Durch unser unvernünftiges Mauthwesen ist unser Land der klassische Boden des Schmuggels und Schleichhandels geworden. Eine Industrie hat bei unsern Zuständen und Gesetzen sich nicht zu entwickeln vermocht und bei dem dadurch verursachten enormen Mißverhältnisse zwischen Ausfuhr und Einfuhr gehen wir einer völligen Verarmung entgegen. Man rechnet uns freilich vor, daß wir weniger Abgaben zahlen als andere Völker, aber es wird dabei nicht angeschlagen, daß wir weit ärmer sind als die anderen, und daß drückende Communalabgaben und Lasten daneben stehen."

Durch jeden dieser Sätze wird irgend eine These der landläufigen Lobredner und Vertheidiger der Klerusregierung umgestoßen. — Wir müssen noch einen Umstand zur Sprache bringen, welcher uns namentlich in Bologna öfters genannt wurde. Die Vergehen des niederen Volks, Raub, körperliche Verwundung, Mord seien von der Klerusregierung so nachsichtig gestraft worden, daß der Beschädigte lieber keine Klage erhob, um dadurch nicht die Rache des voraussichtlich bald wieder frei gelassenen Verbrechers auf sich zu ziehen. Im Frühjahr 1860, als eben die Piemontesen in die Romagna eingerückt waren, rühmten sich die Bürger, daß sie jetzt zusammenstünden und die Verbrecher einlieferten. Dieser Bürgermuth scheint zwar nunmehr wieder gesunken zu sein. Die Aufgabe für die piemontesische Gensdarmerie und Justiz ist von Sicilien bis an den Mincio eine zu riesenmäßige. — Wenn die historisch-politischen Blätter nicht ohne Grund sagen, daß die Fehler der päpstlichen Verwaltung großentheils auch von den

*) Man glaubt dies in Italien besonders von den Gebrüdern Antonelli.

meisten andern italienischen Beamtenhierarchien getheilt worden seien, so rechtfertigen sie durch diese Solidarität das über dieselben ergangene Gericht. Die genannten Blätter erkennen die Tüchtigkeit der Disciplin bei dem piemontesischen Heere und Beamtenstande an*), wozu Döllinger sich nicht entschließen kann.

Obgleich Döllinger hochpoetisch vom „piemontesischen Raubthier" spricht, so sieht er doch ein, daß die tiefen Schäden der päpstlichen Regierung und Verwaltung allein denselben den Schaafstall der Prälaten öffnen konnten. Der englische Diplomat Lyons hatte vorausgesagt, im Falle eines Einfalls in den Kirchenstaat würde sich keine Hand für die Regierung erheben. Diese Voraussagung sieht Döllinger in den Ereignissen des Septembers 1860 erfüllt. Am Anfange seiner zweiten Rede erklärt er, „die schwierige Lage des Kirchenstaates (wohl des dem Papst gebliebenen Restes) habe ihren Grund mehr in inneren Mißverhältnissen, da die Feinde eben die Unzufriedenheit im Volke zum Vorwande und zum Stützpunkte ihrer Operationen nehmen."

In der — wie es scheint, Döllinger unbekannten — note circulaire adressée par le gouvernement des Romagnes à ses agents à l'étranger von Bologna 1. November 1859 heißt es: „Wir Romagnoli weigern uns, uns der ganz ausnahmslosen Unverantwortlichkeit der Kurie zu unterwerfen. Wir geben nicht zu, daß die Wohlthaten (der civilisirten Regierung), deren die strengst katholischen Nationen Europas genießen, uns verboten bleiben sollen. Wir weigern uns eine Ausnahme unter den uns umgebenden Völkern zu sein und ohne Recht, ohne politische Bürgschaften, ohne nationales Leben zu vegetiren. Auch wir sagen (wie der Papst): non possumus. Wir sagen es im Namen der Würde der menschlichen Natur und legen vom Papste Berufung an den ein, dessen Vertreter er ist. Auch wir wollen in der Kirche eine Mutter sehen. Warum soll sie für

---

*) Die Historisch-politischen sind darum nicht piemontesisch geworden, verlangen vielmehr „Reducirung Piemonts; dieser Raubstaat von Haus aus muß verschwinden oder doch auf ein bescheidenes Maaß einschrumpfen, daß es nicht einmal mehr das Preußen Italiens spielen kann." Das war immer das Ziel Kaiser Franzens II. und ist der Traum der Restauration. Dazu soll selbst Preußen helfen! — Die Tüchtigkeit der Piemontesen kommt nach jenen Blättern daher, daß sie keine Italiener sind.

uns allein eine Stiefmutter sein? Und das ist sie uns. Sagen wir es offen: die Attribute, welche sich das Haupt der Kirche im römischen Staate hartnäckig beilegt, machen den Charakter ausarten, welchen er vor Allem für immer bewahren muß." — Dieses mit beweisenden Dokumenten versehene Manifest klagt die Klerusregierung blutiger Unbarmherzigkeit an, unheilbarer Unversöhnlichkeit, der Entwürdigung ihrer selbst und ihrer Unterthanen, ja sie mache sich daraus eine Pflicht. Verläumdung, kecke Lüge, Mißbrauch der geistlichen Strafgewalt, selbst der Excommunikation seien die Mittel zu Erhaltung und Wiedereroberung himmelschreiender Gewaltherrschaft. — Hier schlägt das Wort Forcade's ein: „Ueberall erkennen die Regierungen an, daß sie für das Volk da seien; dieses muß auch im Kirchenstaat eine Wahrheit werden. Unter keinem noch so heiligen Vorwande darf der Mensch, dürfen Millionen Menschen zum Mittel werden." Das Urtheil, welches Italien auch außerhalb der Grenzen des Kirchenstaats fällt, die öffentliche Meinung Italiens schildert Döllinger mit schlagenden Worten Seite 648: „Dadurch ist die jetzige Lage von jeder früheren so völlig verschieden, daß die aktive Mehrheit der Nation entschlossen scheint, diese Regierung nicht länger in der Mitte der Halbinsel zu dulden. Sie ist, heißt es, mit ihren der Vergangenheit angehörigen Zuständen, mit ihren dem übrigen Italien so fremd, so antipathisch gewordenen Einrichtungen und ihrer Abhängigkeit vom ausländischen Schutze und erbetenen Besatzungen ein entstellender Auswuchs, ein athembeklemmender Kropf am Leibe Italiens und eine stets drohende Gefahr."

Nachdem wir nun an der Hand unseres gelehrten, geistlichen Führers die Entstehung und Gestaltung des Kirchenstaats und seines Klerusregiments, wie die geistigen Früchte betrachtet haben, welchen sie im Zusammenstoß mit dem Geiste der italienischen Nationalität hervorgebracht haben, drängt es uns zu einer etwas kürzeren Geschichte; dies ist die Genesis und Entwicklung der Ueberzeugung, des Geisteswerkes Döllingers selbst. Es hat sein eigenes Interesse nach den Motiven und Zwecken zu forschen, nach den Einflüssen, von welchen so überraschende öffentliche Erklärungen hervorgebracht und welche Wirkungen auf die Zeitgenossen dadurch beabsichtigt wurden.

Döllingers Reden und sein neuestes Werk müssen von allen Parteien, sofern auch sie etwas vom Sinn für Wahrheit haben, anerkannt werden als die Frucht ernstlichen Studiums der Kirchengeschichte und der Geschichte der Menschheit ebensowohl als der unmittelbar einschlagenden Dokumente verschiedenster Art. Nicht blos seltene Geistesgaben, sondern auch Kühnheit des Gedankens und des Entschlusses mußten das Objektiv dafür bilden. Nur der Glaube an die unverwüstliche Geistes- und Lebenskraft seiner Kirche, starke Liebe zu ihr konnten ihn befähigen, in die Mitte der Käufer und Verkäufer von angeblich heiligen Vorurtheilen und Unwahrheiten zu treten und den Wechslern ins Gesicht zu sagen, daß sie auch falsche Münze in Cours gebracht haben.

In der Vorrede sagt Döllinger: „Schon seit vierzig Jahren ist der Zustand des Kirchenstaats die Achillesferse der katholischen Kirche, der stehende Vorwurf, den die Gegner in der ganzen Welt erheben, der Stein des Anstoßes für Unzählige.“ Da Anhänger und Gegner der katholischen Kirche in dem Vorurtheil gefangen waren, als würde diese mit der weltlichen Macht des Papstes zusammenfallen, so wollte Döllinger die Muthlosigkeit der Einen, die Schadenfreude der Anderen entwurzeln. Er sagt weiter: „So oft krankhafte Zustände der Kirche hervorgetreten sind, hat es nur einen Weg des Heils gegeben, den des erweckten, erneuten, gesunden kirchlichen Bewußtseins, der erleuchteten übermächtigen öffentlichen Meinung in der Kirche; wenn man aufhörte die Uebel zu beschönigen oder abzuleugnen, zu vertuschen. Auch heute ist das, was uns vor Allem Noth thut: Wahrheit, nicht bloß die Erkenntniß, daß die weltliche Macht des Papstthums der Kirche nöthig sei — das leuchtet, wenigstens außerhalb Italiens, Jedem ein und ist Alles darüber bereits gesagt — sondern auch die Erkenntniß, unter welchen Bedingungen diese Herrschaft fernerhin möglich sei. Möge denn auch dem neunten Pius eine starke, gesunde, einmüthige öffentliche Meinung im katholischen Europa entgegenkommen.“ Denn ohne diesen Verbündeten seien auch die besten, entschiedensten Absichten des Papstes fruchtlos.

Diese öffentliche Meinung gedachte Döllinger durch seine Vorträge anzubahnen, — ohne Geräusch zu machen. Es ist zu verwundern, daß er sich dieses einbildete, da er doch seine Leute kennen mußte.

Nach den historisch-politischen Blättern entstand auch dadurch Allarm, daß Döllinger in seinen Reden sich nicht näher erklärte, was er unter der unvermeidlichen Säkularisirung des Kirchenstaates verstehe. Die Reden hätten einen bleibenden Verlust des Kirchenstaats ohne tiefe Verletzung der Kirche angenommen, — sein neuestes Werk aber habe dies verschwiegen. — Wie uns scheint, so ist Letzteres der rechte Ausdruck.

Aus der Menge Derer, welche Döllinger wegen seiner Reden sofort zurechtzuweisen sich berufen fühlten, nehmen wir auf gut Glück eine Broschüre heraus „die weltliche Macht des Papstes vor dem Richterstuhl des H. Prof. Dr. von Döllinger, von einem Militär, Freising 1861." — Ein seltsamer Militär der es der päpstlichen Regierung zum Lob anrechnet, daß sie „den Tribut des Bluts", die Conscription, nicht fordert, denn „diese ist bei einer väterlichen Regierung ein Attentat auf die Freiheit des Individuums." Der Verfasser diente in den Fremdenregimentern des Papstes. — Ein seltsamer Bayer, welcher die bayrischen Fürsten anklagt, daß „sie besonders die Ehrsucht der Gegenpäpste unterstützt haben." Er könnte von Döllinger lernen, daß der Trotz der Nationalität Gegenpäpste aufwirft; weßhalb sollte dies nicht auch der Trotz der bayrischen Nationalität thun? Er rechnet sogar die Bayern offenbar zu den „mancherlei nordischen Barbaren", gegen deren Einfälle und Bedrückungen der Katholizismus, der Papst Italien beschützte. Dem Herzog Arnulf von Bayern sollte er wegen seines Einfalls nicht so gram sein, denn er kam, wie so viele andere Barbarenfürsten, vom Papst gerufen nach Italien. — Auch dadurch unterscheidet sich der Verfasser von dem großen Haufen seiner Landsleute, daß er als Augenzeuge die Italiener „meist klug und gut" findet. „Nur piemontesische Bestechung und Gewaltthätigkeit bilden in Wahrheit die Unzufriedenheit der päpstlichen Bevölkerung."

Eben so glaubwürdig ist unser Militär, wenn er sagt: „Man darf nicht glauben, daß für die Vereinigung beider Gewalten, zu politischen Zwecken religiöse Mittel (z. B. Excommunication) angewendet werden; das wäre eine Beleidigung des Papstes." O sancta simplicitas! — Dennoch will Autor nicht einmal die absolute Nothwendigkeit der weltlichen Souveränität beweisen, sondern nur, daß die Periode von 1500 bis 1797 den evidentesten Beweis von der Noth-

wendigkeit der weltlichen Herrschaft liefere, weil nur so der Papst den Grundsatz der Autorität und Gerechtigkeit gegen die Zerstörung durch den Protestantismus retten konnte. Ebenso sei es mit den gegenwärtigen politischen, moralischen und religiösen Verhältnissen. „Die Religion wird sonst überall verfolgt, der Papst braucht ein Gebiet, um einen kleinen Theil der Gesellschaft von religiösen Irrthümern zu retten und zum Märtyrerthum zu erziehn. Wahr ist, der Papst giebt keine Freiheit zum Stehlen, zum Ehrabschneiden, zur Ausbreitung des Protestantismus; aber seine Gesetzgebung ist die erleuchtetste; die Person, das Eigenthum ist geachteter als an andern Orten, die Wissenschaft wird gepflegt.“ — O wie schade, daß auch dieses Paradies großentheils zerstört ist! Wieder ein Augenzeuge, welcher den Italienern Achtung vor deutscher Wahrhaftigkeit, Scharfsinn und Gerechtigkeit abnöthigen muß!

Der über die Reden ausgebrochene Lärm mußte Herrn von Döllinger überzeugen, wie Viele „nur mit den Ziffern: Revolution, Geheimbünde, Mazzinismus, Atheismus, rechnen“ oder sich doch so anstellen. Aber er verzichtete darum nicht auf seine Pflicht die öffentliche Meinung selbst im katholischen Deutschland aufzuklären. Er häufte seine Beweisstücke. Unglücklicher Weise für ihn traf es sich, daß gerade während der hiezu nöthigen Zwischenzeit die katholischen Vereine in München ihre Riesenversammlung hielten, in welcher nach Art jenes Militärs abgerichtete Leute die breite Basis bilden mußten. Nachdem er sich einmal durch Montalembert und Genossen, durch ihr: „auch du Brutus?“ hatte bewegen lassen zu bleiben und sich zu betheiligen, so war seine zweideutige Rolle schon eine gegebene. Der scharfe Kritiker fühlte sich zu einem, überdieß unmittelbar fruchtlosen Märtyrerthum erst berufen. Wenn er bei seiner Erklärung eine satyrische Ader fühlte, so war es zugleich eine Satyre auf sich selbst. Sie erinnert uns an Gallileis: „und sie bewegt sich doch“; nur daß es Gallilei nicht frei stand sich einer solchen, immerhin nicht ehrenvollen Situation zu entziehn. Das Ganze, namentlich das, daß sich die Leiter mit seinem Schweigen über eine Hauptsache, über den Zustand des Kirchenstaats, zufrieden gaben, beweist, daß zunächst ein Effekt auf den großen Haufen beabsichtigt wurde.

Der innere Widerspruch, um nicht zu sagen, die Unwahrheit der

ganzen Scene stellt sich grell heraus, wenn wir bedenken, daß Döllinger den Ausdruck seiner Ueberzeugung mit Beweisen- und Zeugschaften in jenem Moment beinahe segelfertig im Hafen liegen hatte. Dieses sein Werk trägt aber schon in seiner gelehrten Massenhaftigkeit das odi profanum vulgus an sich. Die vorangehende Kritik der akatholischen Kirchen ist wohl nicht blos ein Zollgroschen oder Bestechung, um den Wahrheiten über den Kirchenstaat den Eingang zu erkaufen. Die Frage über die weltliche Souveränität konnte nicht vereinzelt, sondern nur im Ausblick auf den Ersatz durch geistige Eroberungen erörtert werden. Als Bürgschaft dafür mußte die beliebte Selbstauflösung des Protestantismus mit starken Farben gemalt werden. Auch that man dies gerne, denn man hatte sich dadurch das Meisterrecht erworben.

Als Döllinger seine Reden hielt, hatte er darauf gerechnet, daß die vorschreitenden Thatsachen die Geister in gleicher Richtung vorwärts drängen würden. Diese hatten sich aber im Verlauf des Sommers geändert. Im Jahre 1861 war die Lage des Papstes Döllinger nur in sofern erträglich erschienen, als sie nur eine kurz vorübergehende sein könne. Da Oesterreich der französischen Occupation kein Gegengewicht mehr böte, erscheine der Papst als abhängig von Frankreich und dies sei fast eben so schlimm als wenn er es sei. „Denn wenn nur der Schein, die Vermuthung entstände, daß der päpstliche Stuhl in kirchlichen Dingen unter dem Einflusse und nach den Interessen einer politischen Macht handle, so würde das wie ein tödtliches Gift in der Kirche wirken.“ (Oben hat aber Döllinger anerkannt, daß in Italien längst die Ueberzeugung herrsche, der Papst sei bis 1859 nur der Unterthan Oesterreichs gewesen). „Auf diese Weise würde der Besitz des Kirchenstaats gerade das Gegentheil von dem bewirken, was er erreichen soll und wodurch er allein gerechtfertigt werden kann; statt die oberste Leitung der Kirche selbständig zu machen und ihre Freiheit zu sichern, würde sie als ein Institut, das die Krücke auswärtiger Soldaten nicht entbehren kann, in der öffentlichen Meinung allmählich sinken.“

Die historisch-politischen Blätter sagen, im Frühjahre sei Döllinger der Kirchenstaat so wohlfeil gewesen, er sei ihm als im Nothfall entbehrlich erschienen, weil damals Cavour noch lebte und der

Pakt der Auslieferung Roms an die Italiener als abgeschlossen erschien. Da nun aber seit Cavours Tod Napoleon sich die Sache nochmals und ernster ansehe, habe sich auch Döllingers Ansicht modificiren müssen. — Hat deßhalb Döllinger sein kühnes: laissez passer la justice de Dieu! zurückgezogen?

Was oben der befreundete Gegner über Döllingers Motive beibringt, bestätigt nur, daß dieser ein realer Politiker ist. Er läßt nicht seinen Wünschen den Vortritt, um nachher zu fragen, ob sie auch Aussicht auf Verwirklichung hätten. Er fragt vielmehr, wohin die Dinge von selbst treiben. In der Vorrede zu seinem Werke sagt er: „Wenn das drohende Ereigniß eintritt, der Papst seines Länderbesitzes beraubt wird, so wird von drei Eventualitäten sicher eine sich verwirklichen: entweder der Verlust des Kirchenstaats ist ein zeitweiliger, und das Land kehrt ganz oder zum Theil nach einigen Zwischenfällen zu seinem rechtmäßigen Souverän zurück. Oder die Vorsehung führt auf uns unbekannten Wegen und durch nicht errathbare Combinationen eine Stellung des päpstlichen Stuhls herbei, durch welchen der Zweck, nämlich die Selbständigkeit und ungehinderte Bewegung dieses Stuhls ohne die bisherigen Mittel erreicht wird. Oder endlich: Wir gehen in Europa großen Katastrophen, einem Zusammenbrechen des ganzen Gebäudes der gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung entgegen, Ereignissen, von denen der Untergang des Kirchenstaats dann nur der Vorläufer, so zu sagen die erste Hiobspost ist."

Wenn die zweite Möglichkeit eine bleibende Verdrängung des Papstes von Land und Leuten sein muß, so hat es den Anschein, als ob die dritte der Untergang des Papstthums sein müßte. Allein Döllinger ist gewiß noch unerschütterlich in seinem Glauben an die Unverwüstlichkeit des von der Kirche unzertrennlichen Papstthums. Dieses ist „für die weltliche Macht eben so unerreichbar", durch sie so wenig zu tödten als die Seele. Es ist ein Postulat, „das durch nichts und von Niemanden ersetzt werden kann." Wir gestehen daher, uns nicht klar machen zu können, wie sich die dritte von der zweiten Möglichkeit unterscheiden soll. Gerade dieser sein Glaube, der Glaube an die geistigen Kräfte, nicht an Bajonette von Söldnern und selbstsüchtigen Alliirten ist es, was Döllingers

Blick befreite; dieses war es, wodurch er den Abergläubischen, den Götzendienern der materiellen Gewalt Aergerniß geben muß.

In Kraft dieses seines Glaubens wagt er es auszusprechen, die Religion selbst sei nicht bedroht, auch wenn die Piemontesen in Rom einzögen. „Der in ganz Europa herrschende Widerwille gegen die Vermischung des Geistlichen und des Weltlichen oder gegen die Handhabung der politischen und polizeilichen Gewalt durch Geistliche ist keine Wirkung eines geschwächten Religionsgefühls, sondern Folge einer veränderten Anschauung und Lage."

Merkwürdig, aber durch das, was unser Führer über die Geschichte und den Charakter des Klerusregiments im Kirchenstaat gesagt hat, hinreichend erklärt und getragen ist das völlige Schweigen über die Möglichkeit einer Erfüllung der gerechten Anforderungen der päpstlichen Unterthanen durch eine von der Kurie ausgehende Reform. Diese hat ja auch neuestens erklärt, auf gewisse Reformen erst dann eingehen, zu wollen, wenn sie durch die Mächte wieder in den Besitz ihres ganzen Gebiets eingesetzt sei. — Von der abstrakten Möglichkeit einer Wiedereinsetzung des Papstes durch die katholischen Mächte spricht auch Döllinger. Aber er und überhaupt diese spanische Ansicht vergißt, daß es auf dem Wiener Congreß die nicht katholischen Mächte waren, welche die damalige Wiedereinsetzung des Papstes in sein ganzes Gebiet besonders gegen die Ländergelüste Oesterreichs durchsetzten. Allein Döllingers Hoffnung ankert nicht auf der Restauration durch fremde Bajonette; denn schon am Schlusse seiner Reden sagt er über die Pflichten des Katholiken bei der bevorstehenden Katastrophe: „Wir werden willig und freudig und reichlich unsere Beiträge entrichten, um unserem Oberhaupte und gemeinschaftlichen Vater seine Lage zu erleichtern, ihm die Mittel zur freien und kräftigen Handhabung seines erhabenen Amtes darzureichen." Döllinger will nichts von der modernen Theorie, daß die drei Millionen kirchenstaatlicher Unterthanen wie Sklaven den zweihundert Millionen Katholiken zu eigen gehören, um die zur Erhaltung und zum Glanz des Papstthums nöthigen Lasten und Frohnen zu leisten. Er will für den heiligen Vater beten und bezahlen und sagt weiter: „Aber wir wollen uns nicht anklammern ein etwas Vergängliches und Zufälliges, wir wollen nicht begehren, daß einem Volke etwas aufgenöthigt werde, was wir selbst nicht tra-

gen würden, nicht einstehen wollen wir für eine Regierungsmethode, die im Grunde erst 45 Jahre alt, deren Mängel der Papst selbst erkannt hat, und die seit dieser Zeit nur Aufruhr und Mißstimmung in der Mehrzahl der Bevölkerung erzeugt hat!"

Hat also der Herr Stiftsprobst auch den Massen des katholischen Volks gegenüber keinen Militärmuth gezeigt, so erprobte er doch vorher und nachher einen nicht gewöhnlichen Civilmuth.

Da Döllinger sowohl von der äußersten Nothwendigkeit einer gründlichen Reform und Säkularisirung der Regierung der päpstlichen Provinzen, als von der Unmöglichkeit ihrer Durchführung durch die Kurie selbst fest überzeugt ist, so begrüßt er gewissermaßen die Noth des Augenblicks. Die Kirche werde zuletzt sagen: mein Verlust ist mein Gewinn. Aber es werde durch Bitterkeit und Gefahr hindurch müssen.

Die hierin gewiß wohlunterrichteten politisch-historischen Blätter erkennen das Motiv der Wünsche, der Politik Döllingers in seinem Zorn über den Versuch Napoleons, mit milderen Formen als sein Oheim das Papstthum als ein Mittel zu einem Weltreich auszunützen. Auch das Königreich Italien erscheint ihm als bloßer Lastträger dieses imperialistischen Planes; Döllinger denkt nicht an die Möglichkeit und an die Mittel, demselben aus dieser Knechtschaft herauszuhelfen. Das Nationalitätsprincip in dieser seiner apodiktischen Erscheinung erscheint ihm ja als eine große Gefahr für die Kirche. Daher kann ihm ein Eingehen, auch nur ein Unterhandeln auf die von Cavour und Ricasoli der freien Kirche im freien Staate gebotenen Bedingungen gar nicht als möglich in den Sinn kommen.

Deßhalb, ob er gleich die Schwierigkeiten und peinlichen Situationen voraussieht, verlangt Döllinger, daß bei stärkerem Andringen der Gefahr der Papst Rom verlasse. Dieses sei jedenfalls das kleinere Uebel im Vergleich mit der principiellen Entsagung, die nie wieder zurückgenommen werden könnte. — Aber wohin soll sich der h. Vater wenden? — „Eine Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Frankreich würde so viel sein, als eine förmliche Herausforderung des Schisma, oder doch zur Beschränkung der päpstlichen Rechte durch die Regierungen. Welche Demüthigungen stehen Papst und Kardinälen bevor, welches Joch wird ihnen auferlegt werden, wenn sie einmal in Frank-

reich ganz in der Gewalt der Imperialisten sind, welche bereits sich rühmen bei dem nächsten Conclave über eine Anzahl von Stimmen zu verfügen?“

Dagegen erwartet Döllinger von einem Aufenthalte der Kurie in Deutschland die Folge, daß dieselbe sich von der Möglichkeit einer Versöhnung der Kirche, des Glaubens mit dem modernen Staate überzeugen könnte. Er hofft, die Kurie würde aus dem Kampfe des deutschen Klerus gegen die Büreaukratie die Berechtigung des Widerstands der kirchenstaatlichen Unterthanen gegen die Büreaukratie der Prälaten erkennen lernen, — was wir bezweifeln müssen. So schön das Alles gesagt wird, so wäre gewiß der Sitz des Papstes für ein paritätisches Land wie Deutschland ein großes Unglück. Auch wir wünschen den Mittelitalienern alles Gute, aber nur nicht auf Kosten Deutschlands. Die Gefahr, daß die hochnöthige Annäherung, das Zusammenwachsen seiner Theile durch Confessionshader gestört würde, wäre zu naheliegend. Nur eine widerdeutsche Partei könnte sich darüber freuen. Aus demselben Grunde würde sich wohl auch die Schweiz bedanken. Belgien, Spanien sind rein katholische, constitutionelle Länder, welche als solche gedeihen. Sie, besonders Spanien, sind das rechte Patmos.

Gewiß werde die Zeit kommen, sagt Döllinger weiter, „in der die italienische Nation sich wieder mit dem Papstthume und dessen Machtstellung in ihrer Mitte versöhnen werde. Die Erfahrungen der Kurie in ihrem Asyle werden gute Früchte tragen, wenn die Stunde der Heimkehr schlägt, wenn die Restitution erfolgt. Diese wird erfolgen, mag das italienische Königreich sich befestigen, oder mag es, was allerdings wahrscheinlicher ist, wieder zerfallen.“

Also im unwahrscheinlicheren Falle, im Nothfalle, nachdem man das Aeußerste gethan hat, um sein Recht auf den Kirchenstaat zu wahren, müßte man denn doch sich mit dem Königreich Italien verständigen, offenbar mit Aufgebung des größten Theils des alten Kirchenstaats, um etwa das Erbtheil St. Peters wieder zu erlangen. Aber dabei sieht Döllinger den großen Nutzen, daß die „Bösen“ indeß die Regierung des ganzen Landes säcularisirt, nach dem modernen Staatsbegriff eingerichtet hätten, eine unvermeidliche Arbeit, wozu die Guten weder Lust noch Geschick haben.

Wie sollte aber der heimgekehrte Papst als Fürst regieren? —

„Klar ist, daß das constitutionelle System für den Kirchenstaat nicht anwendbar ist.“ — Einverstanden. — „Aber Souveränität und eine klerikalisch-büreaukratische Allgewalt (wie die bisherige) und Alles bevormundende, in Alles sich einmischende Verwaltung, — das sind zwei himmelweit verschiedene Dinge. Die autokratische Souveränität des Papstes könnte bestehen, wenn auch dem Volke ein Antheil an der Gesetzgebung, den Corporationen autonomische Bewegung, wenn eine gemäßigte Preßfreiheit und eine Scheidung von Religion und Polizei gestattet würde.“ Bisher sei es nur Oesterreich gewesen, welches unter dem Vorgeben, das Princip der Volkswahlen sei mit der Staatsordnung unvereinbar, sich der Einführung der Volkswahlen zu den Provincial- und Municipalräthen widersetzt habe. Der Papst habe dieselbe aber 1850 verordnet, und würde sie, zurückgekehrt, gelten lassen. Dann wird dieses Recht nicht mehr durch Feinde der Kurie mißbraucht werden.

„Denn Rom wird einsehen gelernt haben, daß es des Papstes weit mehr bedarf, als der Papst Roms. Ja tief im Gefühl Italiens wurzelt die Ueberzeugung, daß Italiens Geschicke durch das Papstthum bestimmt werden, daß beide aufeinander angewiesen seien, daß es die Bestimmung des päpstlichen Stuhles sei, als der schützende Genius der Nation in ihrer Mitte und über ihr zu walten.“ — Erinnert das nicht an Gioberti, an den Anfang der großen Nationalitätsbewegung?

So sieht denn, wie einen herrlichen Regenbogen nach dem Gewitter, Döllinger im Glauben einen vielleicht weniger ausgedehnten Kirchenstaat — (und wirklich hätte die Hoffnung nur für einen solchen einige Möglichkeit, „je kleiner das Gebiet, je größer wäre der Fürst“, sagte das Programm des Imperialismus) — welcher unter der Garantie der katholischen Mächte stehend, weil der Papst weder innere noch äußere Feinde hätte, keiner Conscription, keines Heeres bedürfte. „Der Kirchenstaat könnte dann durch die Zufriedenheit seiner Bevölkerung ein Musterstaat werden. Die Schranken des materiellen und geistigen Verkehrs wären gefallen; vermöge der internationalen Beziehungen und einer gewissen Freizügigkeit würden die ehrgeizigeren Köpfe seines Landes im übrigen Italien zur Carriere der staatsmännischen und militärischen Stellen zugelassen.“

Der Herr Stiftsprobst ist überzeugt, daß der Freiheit, namentlich der des Gewissens die Zukunft gehört. Für die Freiheit des Ge-

wissens habe die katholische Kirche besonders Raum; wie er denn eines Längeren nachweist, daß der Protestantismus intolerant, quälerisch sei, der Katholicismus die Gewissensfreiheit hege. Um so unangenehmer muß ihm die Ausschließung auch dieser Freiheit aus dem Kirchenstaate sein, da durch Verweisung darauf diese Glorie der katholischen Kirche sehr in Zweifel gezogen wird. Aber die Verbannung wird Alles heilen, auch diesen Flecken. Wir zweifeln daran, abermals in Uebereinstimmung mit den Historisch-politischen. Der tridentinische Katholicismus hat diese Biegsamkeit nicht. Neuen Wein bewahrt man nicht in alten Schläuchen. Rossi sagt einmal, Napoleon I. hätte das Papstthum untergraben können, wenn er es mit liberalen Staaten umgeben hätte; das Eindringen neuer Ansichten würde das alte Gefüge gesprengt haben. Cavour beabsichtigte lange Dasselbe. — Und wenn Döllinger sogar soweit geht zu hoffen, abweichende Glaubensansichten würden nicht mehr von den weltlichen Aemtern des verjüngten Kirchenstaats ausschließen, so hat Pius im Jahre 1861 seine Erklärung der Unmöglichkeit seiner Versöhnung mit dem Königreich Italien auch damit motivirt, daß in diesem bei Staats-Anstellungen nicht auf die Katholicität gesehen werde.

Döllinger sieht es für ein providentielles Zusammentreffen an, daß die Bischöfe der katholischen Welt noch nie anhänglicher, gehorsamer gegen den Papst waren, als eben gegenwärtig während dieser Krise, deren Gefahr dadurch sehr verringert werde. Woher kommt dieser einmüthige Gehorsam? — Kommt er nicht hauptsächlich daher, daß in Deutschland, Frankreich, Spanien und in den meisten andern Ländern die Bischöfe ihre Länder, ihre großen Grundbesitzungen verloren? In Nordamerika, rühmt man, mache die katholische Kirche die größten Fortschritte kraft der gründlichen Trennung von Kirche und Staat; darum sind auch die Organe des amerikanischen Ultramontanismus für Aufgeben des Kirchenstaats; sie behaupten, daß dies die Einheit und Kräftigung der Kirche auf ihren Gipfel bringen müßte. Consequenter erscheint dieser Standpunkt der amerikanischen Ultramontanen.

Doch sehen wir von den Italien freundlichen amerikanischen republikanischen Katholiken ab; auch die dem italienischen Einheitsstaate feindlichen Katholiken im strengeren Sinne sind, wie wir

uns im Bisherigen überzeugten, in dieser innern Angelegenheit sehr verschiedener Ansicht, sowohl rücksichtlich des Thatbestands über die päpstliche Regierung, als in Betreff des für die nächste Zukunft einzuschlagenden Wegs. Die Historisch-politischen z. B. hoffen offenbar auf die Restauration des weltlichen Regiments der Kurie durch Oesterreich und dann auf Fremdenregimenter und energischere Strenge, woran es dem bisherigen patriarchalischen Regiment gefehlt habe.

Ihnen scheint ein nichts weniger als verächtlicher Bundesgenosse, eine hohe nicht blos intellektuelle, sondern auch sittliche Autorität beizutreten, der Protestant Guizot. — Er glaubt die Großmächte berufen, berechtigt für Wiederaufrichtung der Klerusregierung im Kirchenstaate einzuschreiten. „Denn die alten Fragen der Rivalität der Mächte und des europäischen Gleichgewichts bestehen in Italien noch fort", „während — nach ihm — die Unabhängigkeit Italiens von dem Ausland bereits eine verbürgte ist."

„Durch den deßhalb ganz unnöthigen italienischen Einheitsstaat, einen Anachronismus, werden die höchsten Güter der Christenheit, der Menschheit, die Civilisation, das sie schützende Völkerrecht, die Freiheit, namentlich die des Gewissens, die katholische Kirche angegriffen." Das Streben nach dem nationalen Einheitsstaate ist nichts Anderes als sündige Eitelkeit. Weder die Völker noch das Individuum wollen in unsern Tagen klein sein. Sind sie doch überzeugt, daß sie groß sein können — nach Zahlen. Das ist eitel Materialismus." — Von der österreichischen Herrschaft über Italien weiß Guizot nur, daß sie eine fremde war und blieb. Warum? — das kümmert ihn nicht. Ist sie doch jetzt für immer gestürzt, Frankreich garantirt ja die Unabhängigkeit Italiens. Nur einmal fällt es ihm ein, daß Oesterreich noch einige Spannen Landes in Italien besitzt. Aber wie diese sich zu seiner belobten italienischen Conföderation verhalten sollen, darüber giebt er keine Andeutung, obgleich österreichisch Venetien der stärkste Einwand, weil die größte Schwierigkeit dieser Conföderation wäre.

Der kleine Umstand, daß im Kirchenstaat Uebelstände in der Regierung waren, wird ignorirt. Aber das ist ihm ein Aergerniß, daß im jetzigen Italien die Freiheit für Alle gekränkt wird, denn „während daselbst jetzt die protestantischen Dissenters frei sind, sind die Katholiken unterjocht und zwar in ihrer eignen inneren Organisation."

„Der Länderbesitz und die weltliche Regierung sind nemlich für das Papstthum ein natürliches Anhängsel und eine nothwendige Stütze seiner großen religiösen Stellung geworden, nach Maßgabe der Entwicklung dieser Situation. Indem der Papst Haupt der Kirche wurde und um dies wirklich zu sein, ist er Souverän eines Staates geworden. Diese Vereinigung der Gewalten war eine natürliche. Unter dem Schutz dieser kleinen weltlichen Souveränität hat das Papstthum in Europa die wesentliche Verschiedenheit der Kirche und des Staats, die Unterscheidung der beiden Gesellschaften und Gewalten, ihre gegenseitigen Rechte proklamirt und aufrecht erhalten. Diese Thatsache, — das Heil und die Ehre der modernen Civilisation, — fand ihren Ursprung und ihre Stütze im gedoppelten Charakter des Papstthums, und wiegt reichlich die Mißbräuche auf, welche die Päpste mit ihrer gedoppelten Herrschaft getrieben haben."

Es ist nicht zu verkennen, daß der Geschichtschreiber der christlichen Civilisaton Recht hätte, wenn er sagen würde, daß der Patriarch von Rom gegen Byzanz und gegen andere Gewaltherren die Rechte der unterdrückten Romanen und des großentheils aus ihnen hervorgegangenen Klerus und damit manchen edlen Lebens- und Kulturkeim klug und kühn vertheidigte. Aber mit der Uebertragung der Kaiserkrone an Karl stiftete der Papst die Vermengung der Gewalten. Die beiden von Gott eingesetzten universellen Gewalten mußten um die Weltherrschaft in Kampf gerathen, das Papstthum prätendirte und erlangte mit Hülfe der Provinzialgewalten die Oberherrschaft, bis sein daraus erwachsener Uebermuth und die Nationalitäten es theilten und schwächten. Das Landgebiet, wie wir oben sahen, wuchs dem Papstthum wie der venetianischen Republik erst zu, als es seine welthistorische Bedeutung in der Hauptsache erfüllt hatte. Seitdem hat es je länger je mehr eine kirchliche Centralgewalt gebildet, und die Frage ist ja eben die, ob das Papstthum diesem Berufe nicht nach Verlust des Kirchenstaats besser entsprechen würde. — Den Geschichtschreibern des Mittelalters ergeht es bekanntlich leicht so, daß sie einem Institut eine Bedeutung, welche es damals hatte, noch jetzt zuschreiben.

Uebersättigt von der französischen Centralisation, welche ihm nicht mehr zu Gebot steht, verkennt Guizot eine der geistigen Kräfte der Gegenwart, die Nationalität; Guizot ist ihr im vorliegenden Falle

feindlich, denn, sagt er: „der italienische Nationalstaat, den man gründen will, bedarf des Besitzes von Rom als Hauptstadt. Rom ist die moralische Hauptstadt Italiens. So lange der König des neuen Königreichs seine Residenz nicht in Rom hat, ist er nicht König von Italien. Damit in den Augen, in der Anschauung der Welt die italienische Einheit reell sei, muß Rom ihr Sitz sein. Piemont, um wirklich das Haupt der italienischen Einheit zu werden, ist verurtheilt, in Rom das Papstthum zu entthronen, also das Völkerrecht und die religiöse Freiheit mit Füßen zu treten, indem es die Verfassung der katholischen Kirche über den Haufen wirft.“ Während Guizot sonst die Nothwendigkeit der Versöhnung der Kirche mit dem Princip der Freiheit stark betont und die Solidarität beklagt, worein die Kirche mit dem Absolutismus getreten ist, stellt er die Feindschaft der Nationalität mit dem Papstthum an diesem Beispiele schroff hin. Und doch identificiren gerade die nach Gestaltung ihrer Nationalität ringenden Völker dieselbe mit der Freiheit, betrachten jene als die Wurzel dieser.

Ist Guizot dem italienischen Nationalstaat wohl nur aus Verehrung für das große Institut der Kirche feindselig?

Er theilt mit den andern Feinden der italienischen Einheit den Haß gegen Piemont und dessen Vergrößerungssucht; denn nur aus dieser weiß der berühmte Geschichtschreiber entfernter Zeiten sich die Annexionen zu erklären. Von der großen nationalen Einheitspartei hat er gar keine Notiz, keine von der letzten, großen Geistesarbeit Manin's, so wenig als von all den Strömen Bluts, welche Italien seit 1815, namentlich 1848 und 1849 für seine Unabhängigkeit vergossen hat. „Manin's einzige Hoffnung, so lange sein Geist frei war, so lange er nur auf seine Vernunft und auf das Interesse seines Vaterlandes zu hören hatte, war die Conföderation,“ schreibt Guizot. — Wann hörte Manin auf, sich von der Vernunft und von dem Interesse seines Vaterlandes leiten zu lassen? — Nach Guizot offenbar, seit er im Exil lebte. — Hört man denn aber auf, der Vernunft und der Vaterlandsliebe zu folgen, wenn man von der Gewalt kommt? — Wohl hat Guizot allen Grund, die Voraussicht, die Entschlossenheit, die feine Fühlung des Volksgeistes zu bewundern, welche Manin bei der Vertheidigung seiner Vaterstadt mit den wenigen ihm zu Gebot stehenden Mitteln bis zur letzten möglichen Stunde erprobte. Es mögen dabei Guizot

gegen seinen Willen Vergleichungen aufsteigen. Die Anerkennung der Vernunft und des Patriotismus des Manin von 1848 und 1849, welche ihm Guizot zollt, wurzelt aber offenbar darin, daß Manin damals sein engeres Vaterland vertheidigte. Diese Provinzialnationalitäten, die von Venetien, von Toscana, Neapel, wie die von Bayern, Sachsen zu hegen, ist die alte neidische Weisheit der französischen Diplomatie, und Guizot hofft, diese „Völker" werden nicht so leicht abdanken, wie ihre Dynastieen. Darum, weil ein Nachbarstaat Frankreichs, Piemont, so ungemein vergrößert wurde, ist in Guizot's Augen Cavour ein so schlimmer Politiker, der leider mit Savoyen-Nizza nur ein geringes Entgeld für die nur zu uneigennützige Hilfe Frankreichs bezahlt habe. Auf die Mittel und Wege Cavours schaut Guizot, sich in das Schaafkleid seiner Tugend hüllend, herunter. Denn obgleich Guizot anerkennen muß, „daß die italienische Bewegung mehr national als politisch, mehr politisch als social ist, daß dabei, wie bei der englischen Revolution, der Adel die erwünschte Rolle spielte, so ladet sie doch einen starken Bruch des ewigen Rechts durch Anwendung der Mittel der inneren Anarchie, des allgemeinen Stimmrechts auf sich." — Wir wollen annehmen, daß nur nationale, nicht persönliche Scheelsucht Guizot diese Abschätzung Cavours und seines Werkes einflößt.

Das Eigenthümliche der späteren Schriften Guizot's, namentlich aber dieser seiner letzten besteht darin, daß er sehr schöne Grundsätze aufstellt und diese eindringlich zu machen sucht, indem er seinen Satz uno tenore in verschiedenen Wendungen, mit andern schönen Worten zu wiederholen weiß. Leider finden wir manchmal die Brücke von diesen schönen allgemeinen Grundsätzen zu den Thatsachen, zu den praktischen Behauptungen nicht. Doch wer wollte Guizot darüber verklagen, bleiben wir nicht alle auch in der Ausführung hinter unseren Grundsätzen zurück?

Guizot entbrennt natürlich von gerechtem Eifer gegen die piemontesische Invasion in den Kirchenstaat im September 1860. Formell war zwar die gewaltsame Besetzung Anconas durch die Franzosen im Jahre 1832 eben so ein Landfriedensbruch; der peinlich überraschte Papst protestirte kräftig dagegen. Die Gesandten der nordischen Mächte in Paris begaben sich sofort zu dem verantwortlichen Minister C. Perier. Der preußische, Baron von Werther, apostrophirte ihn,

ob es noch ein öffentliches Recht in Europa gebe? Guizot erzählt mit stolzer Freude in seinen Memoiren Perier's Antwort: „Eben das öffentliche Recht Europas, mein Herr, wird von mir vertheidigt. Glauben Sie, es sei etwas so leichtes, die Traktaten und den Frieden aufrecht zu halten? Aber auch die Ehre Frankreichs muß aufrecht erhalten werden; sie heischte diese meine That. Ich habe das Recht auf das Vertrauen Europas, und ich habe darauf gerechnet." — Könnte nicht auch Cavour dasselbe von seiner Politik im Großen sagen? — Guizot allerdings hat keine Ahnung davon. Allerdings sind die Italiener, selbst ihre conservativsten Staatsmänner, z. B. der Graf Josef Le Maistre, in ununterbrochenem Kampf gegen die ihnen unvertreten aufgedrungenen Bestimmungen des Wiener Congresses und deßhalb nicht legal. Daß Frankreich, welches auf diesem Congresse eine große Rolle zu spielen und seine Interessen größtentheils durchzusetzen wußte, bei erster Gelegenheit sich eine seine Grenzen erweiternde „Compensation" geben läßt, findet Guizot ganz in der Ordnung. — Mit vollstem Rechte sagt Forcade, Guizot hätte als Staatsmann alle Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß man nicht bloß das Selbstbeabsichtigte zu vollziehen, sondern nicht selten der Nothwendigkeit zu folgen habe. Bei der Erbitterung über die Abtretung Nizzas habe Cavour die Expedition Garibaldi's nach Sicilien nicht verhindern können; nachdem dieser einmal in Neapel stand, habe Cavour weder seine Vernichtung noch den Sieg der Rothhemden allein zulassen dürfen. So sei Cavour in der Nothwendigkeit gestanden, in den Kirchenstaat und in Neapel einzufallen. Die Rothen waren ihm darum eben so feind wie die Schwarzen.

Was ist nun aber die Ueberzeugung Guizot's von dem Zustande des Kirchenstaats und von seiner Zukunft?

Im zweiten Bande seiner Denkwürdigkeiten schreibt er: „Es war schon im Jahre 1832 evident, daß so lange die römischen Staaten in derselben inneren Lage blieben, die Insurrektion ohne Unterlaß sich darin erneuern mußte. Denn es gibt einen Grad von schlechter Regierung, welchen die Völker, seien sie groß oder klein, aufgeklärt oder unwissend heut zu Tage nicht mehr ertragen. Es ist im Grund ihre Ehre und der sicherste Fortschritt der Civilisation, wonach sie dichten und trachten, sie fordern von ihren Regierungen eine ungleich größere Dosis

Gerechtigkeit, gesunden Verstandes, Aufklärung, Sorge für das Interesse Aller, als diejenige war, welche früher für die Aufrechthaltung der Gesellschaft genügte." — So einverstanden man damit sein muß, so muß man sich nur verwundern, daß Guizot dieses in seiner neuesten Schrift völlig ignorirt.

Guizot glaubt, daß wenn dem Papst jetzt das Patrimonium Petri (im engeren Sinne) bliebe und er etwa noch etwas Weiteres von den verlorenen Provinzen wieder erhielte, so könnte er den Städten desselben republikanische Municipalfreiheit geben und nur eine gewisse Souveränität darüber behaupten. Auf dasselbe beschränkt sich ungefähr auch Döllingers Hoffnung. Rossi hatte diese Idee im Jahre 1832 an Guizot als eine ausführbare mitgetheilt. Wir unterdrücken allerlei Fragen, z. B. wer die Ordnung in diesen kleinen Republiken gegen Mazzini aufrecht erhalten solle?

Ebenso verschweigen wir die Selbstwiderlegung mancher Vorwürfe, welche Guizot gegen Italien schleudert, durch andere Stellen seiner Schrift nachzuweisen. Wir gestehen, daß wir die praktisch sein sollenden Aufstellungen Guizot's sehr allgemein skizzirt finden; wir haben oben ein starkes Beispiel gegeben, wie er die schwersten, sich dagegen erhebenden Einwürfe ignorirt. Daher konnte unsere Meinung von seinem staatsmännischen Berufe durch seine neueste Schrift nicht erhöht werden. Selbst als Schriftsteller hat er durch seine Stellung an der Spitze eines großen Staats und durch die reiche ihm gebotene Gelegenheit, über die Ursachen des Sturzes der Dynastie Orleans nachzudenken, nicht gewonnen. Wer sich die Mühe nimmt die Schrift zweimal mit der Absicht praktischer Belehrung zu lesen, wird mit diesem Urtheil übereinstimmen müssen. Jeder Deutsche, welchem sein Nationalgefühl höher steht als das Bewußtsein seiner Confessionspartei, wird sich daher freuen müssen, daß in Betreff der gründlichen Auffassung der Sachlage und in der Conception der Zukunft Döllinger über Guizot den Preis davonträgt.

An ihn schließt sich die Schrift: La souvéraineté du Pape et la liberté de l'église par le prince Albert de Broglie an. Dieser eifrige Katholik hält die Concordate für nöthig, die weltliche Souveränität aber für die nothwendige Basis der Concordate. Die von Cavour versprochene Freiheit der Kirche scheint ihm gefährlich für

die Staaten, namentlich für die centralisirten. Wir möchten fragen, wäre es ein Unglück, wenn die übermäßige Centralisation, z. B. die französische, auch etwas Büreaukratie durch Selbstverwaltung der kirchlichen und der bürgerlichen Gemeinde beschränkt und so die Kirchlichen mit der politischen Freiheit versöhnt würden? Die Vertheidiger der weltlichen Souveränität des Papstthums selbst haben das Wort Cavours, daß ihre Erledigung eine Frage der Zeit sei, gerechtfertigt. Es fehlt ihr allerdings, namentlich in Spanien und Süddeutschland, nicht an Vertheidigern, welche durch combinirte Bajonette der fremden Mächte dem Papst die Provinzen wieder erobern und sie durch Verstärkung der Söldner-, der Fremdenregimenter wieder zu halten wünschen. Allein alle Schriften, welche irgend auf Gebildete berechnet sind, haben in Deutschland seit einem Jahre, zumal seit Döllingers Reden, doch einen ganz andern Ton angeschlagen, sie mußten sich zur Anerkennung mancher bisher leidenschaftlich bestrittenen Thatsachen herbeilassen. Wie viele Bogen haben die Historisch-politischen vor zwei Jahren gegen Farini und gegen meine Geschichte Italiens verschwendet! Jetzt wollen auch sie sich nicht mehr zu Vertheidigern der Prälatenwirthschaft aufwerfen. — Die Freude, die Wahrheit etwas früher zu sagen, wird durch Angriffe nur pikanter; man bekommt bald immer zahlreichere, interessante Gesellschaft.

Wesentliche Punkte sind durch die geistig hervorragendsten Vertheidiger der weltlichen Souveränität des Papstthums festgestellt; vorerst die Unleidlichkeit der weltlichen Klerusregierung, ihre Unverträglichkeit mit dem Gewissen aller Sachkenner; sodann die Anerkennung der Nothwendigkeit, weitaus auf den größten Theil des bisherigen Kirchenstaats zu verzichten; die unter der päpstlichen Souveränität bleibenden Gemeinden sollen republikanische Selbstverwaltung haben. Wenn nur diese Ideen und Worte nicht so sehr an die Türkei erinnerten!

Allein damit bleibt der Hauptpunkt der Reibung noch in seiner ganzen Sprödigkeit, der Besitz Roms. Man kann die Nothwendigkeit Roms als Hauptstadt eines nationalen Einheitsstaats nicht stärker ausdrücken, als Guizot dies gethan hat. Die Turiner, die Neapolitaner beanspruchen zwar zeitweisen Aufenthalt des Königs; Perfetti hofft, der Papst werde in Zukunft auch bei seinen andern Kindern herumreisen. Beide sollten es also halten, wie die deutschen Kaiser

thaten, welche auch keine Residenz hatten. Aber diese hatten auch keine einheitliche Regierung, wie sie der italienische Einheitsstaat hat. Könnte diese mit der Kurie im Frieden in Einer Stadt zusammenwohnen? Das ist die Frage.

Sie wird von manchen geistig hervorragenden Männern unter der Bedingung bejaht, daß das Papstthum sich des weltlich-politischen Charakters begebend, nur, und zwar um so mehr den kirchlichen, den religiösen behaupte. Einer der feinsten Geister der gegenwärtigen Literatur, Forcade, hat nachzuweisen gesucht, daß die Unabhängigkeit der Kirche selbst verlange, daß das weltliche und das davon unzertrennliche nationalitalienische Element aus der Oberleitung der Kirche ausgeschieden werde.

Mit der zartesten Achtung vor dem Gewissen auch der starren Katholiken erklärt er geschichtlich, wie der Papst ihnen Personification der Kirche, seine Unabhängigkeit ihnen die Bürgschaft der Unabhängigkeit der Kirche wurde, zumal seit die Kirche durch die Revolution von 1789 aufs Büdget gestellt wurde. Aber er behält eben diesen Hauptzweck der Unabhängigkeit der Kirche fester im Auge, als viele Eiferer um dieselbe und zeigt, daß der Kirchenstaat, während des großen sittlichen und religiösen Zerfalls des Papstthums (um 1500) arrondirt, von Anfang an die Kirche in ihren heiligsten Angelegenheiten gefährdete, z. B. bei der Wahl des Papstes. Denn seit dieser ein weltlicher Fürst war, mußten die katholischen Fürsten sich eine Sicherheit verschaffen, daß der Gewählte nicht ein Feind ihres Staates sei. So erhielt jeder derselben im Wahlconclave ein Veto, wodurch das kirchliche Interesse, „der H. Geist“ gebunden wurde.

Die weltliche Landesregierung erzeugte das fatale, nur scheinpriesterliche Institut der Prälatur; diese ist die Pflanzschule des Kardinalscollegiums. Dieses, die höchste Garantie und Stütze der Unfehlbarkeit des Papstes, ist somit verweltlicht. Der Kardinal-Staatssecretair, welcher die Beziehungen des Papstes zu allen Landeskirchen vermittelt, ist zugleich der eigentliche weltliche Regent des Kirchenstaats; je schwieriger es wird diesen zu regieren, desto mehr muß bei seiner Ernennung auf die hiezu nöthigen weltlichen Eigenschaften gesehen werden. So kam es, daß von allen Kardinal-Staatssecretären des Papstes in diesem Jahrhundert nur Einer, Lambruschini, ausgeweihter

Priester war. Antonelli hat wie die Andern eine weltliche Laufbahn gemacht und nur die niedersten Weihen empfangen.

Um seinen weltlichen Staat gegen die Eroberungen Kaiser Karls V. zu sichern, begünstigten Päpste in Ungarn, in Graubünden, in der Pfalz, in Würtemberg, mit Geld Unternehmungen, welche gegen den Kaiser, zu Gunsten der Reformation gemacht wurden (vergleiche Ranke). Dieses stimmt ganz mit dem in diesen Blättern von Söltl mitgetheilten Vortrage für den römischen König Josef I. (Jahrgang III Heft 3) überein, welcher die Beweise dafür häuft, daß seit der Papst Landesfürst sei, so „thut die ratio status bei dem römischen Hofe den Interessen religionis vordringen.“ — Selbst Montalembert hatte sich daran gestoßen, daß Papst Gregor XVI., in seiner Noth über den Aufstand seiner Unterthanen 1831, die Zusage Rußlands, Oesterreich bei seiner Intervention zu Gunsten des Papstes in der Romagna im Nothfall gegen Frankreich zu unterstützen, mit der Verdammung des polnischen Aufstands durch die Kurie erkaufte. Forcade versichert, nach dessen Niedertretung habe Rußland etwa eben so viele mit Rom Unirte wieder in die griechische Kirche hineingenöthigt, als der Papst weltliche Unterthanen hat, nemlich drei Millionen Seelen. — Das ist die gerühmte, der Kirche durch den Kirchenstaat verschaffte Unabhängigkeit des Geistlichen vom Weltlichen!

Die These Döllingers, daß die Vergewaltigung der Kirche durch die Nationalität das Schisma erzeuge, erhält durch Forcade gewaltige Belege. Die schon vor Constanz (1410) von der ganzen Kirche erhobene Forderung der Reform an Haupt und Gliedern wurde über ein Jahrhundert lang von den Päpsten abgewiesen, welche den principe des Macchiavell in Italien zu spielen trachteten. Eben als Rom von der höchsten, aber halbheidnischen Verfeinerung des italienischen Geistes erfüllt war, brach das große Schisma der Reformation aus. Seit die Päpste zu den größeren italienischen Fürsten gehörten, gelang es einem Nichtitaliener nicht mehr Papst zu werden. Die Italiener sahen in dem ganz nationalisirten Papstthum eine süße Rache und Wiedervergeltung für ihre politische Unterjochung durch andere Völker. Die Kirche könne daher aus dieser Unterjochung durch den Italienismus sich zu ihrem Universalismus wieder erheben,

nur indem sie mit dem weltlichen Fürstenthum in Italien die Wurzeln dieser Italienisirung abschneide.

Haben aber in dem katholischen Priesterstande Italiens schon ähnliche Ideen sich entwickelt? Ist dadurch eine Loslösung der Kirche von der weltlichen Darstellung des Papstthums so vorbereitet, daß ein Verzicht des Papstes auf den Kirchenstaat bei dem Klerus Italiens nicht Aergerniß gäbe? — Dieser Frage haben wir nun Rede und Antwort zu stehen, oder vielmehr, es sollen namhafte italienische Priester darauf antworten.

Die Schrift des Lombarden Rosmini „über die fünf Wunden der Kirche" erschien zwar erst 1848 im Druck, sie war aber schon fünfzehn Jahre früher abgefaßt. Der Verfasser genoß längst auch außerhalb seines engeren Vaterlandes eines wohlbegründeten Ruhmes, nicht blos als ideenreicher theologischer Schriftsteller. Er hatte eine Brüderschaft von Priestern und von Laien der verschiedensten Berufsarten gestiftet; der Grundgedanke war eben der, daß diese verschiedenen Organe der Kirche, zu gemeinsamem thätigem Leben vereinigt, ein thatkräftiges Ebenbild des ursprünglichen Christenthums darstellend, das Volksleben und die Kirche einander wieder näher bringen sollten.

Denn die Krankheit der christlichen Gesellschaft bestand nach seiner Ueberzeugung darin, daß der Klerus als eigene Kaste mit eigenen Interessen und Gewohnheiten, mit eigener Sprache sich vom Volke getrennt hält, während er sich selbst auf eine dem geistlichen Alterthum unbekannte Weise in hohen und niederen Klerus spaltet. Ja die brüderliche Verbindung der Bischöfe unter sich ist gelöst. Die Wurzel dieser Schäden ist der weltliche Länderbesitz, der Lehensverband, worein der Episkopat im Drang der Zeiten eintrat. Papst Paschalis II. war daher auf dem rechten Wege, als er im Jahre 1110 in dem großen Investiturstreite auf die Lehen des Reichs im Namen der Bischöfe verzichtete, worüber ihn diese aber bekanntlich hart anließen und ihn zum Widerrufe nöthigten. So blieben die Kirchen weltliche, unfreie Nationalkirchen, in alle politische Streitigkeiten und Interessen verflochten; es war und ist daher natürlich, daß der Staat ein Recht auf die Ernennung der Bischöfe beanspruchte. Die Geistlichen wurden dadurch aus Männern Gottes Männer, Beamte des Königs, sie waren innerlich säcularisirt, ihre Pfründen ein Gegenstand des Gelüstens

für Habgierige, des Neides für das Volk. Daher genießt der Klerus nicht mehr der Achtung und des Vertrauens bei dem Volke, welche ihn zu einem Bollwerke gegen die Revolution machen könnten. Vielmehr wird er wohl erst durch die Revolution von der Sklaverei des Feudalismus befreit werden.

Dadurch, daß der Papst souveräner weltlicher Fürst geworden ist, hat er sich über die doch minder begüterten, halbsouveränen anderen Bischöfe unmäßig erhoben, indem er Appellationen und Reservationen zur Kränkung ihrer kirchlichen Gerichtsbarkeit beanspruchte. Der Papst schloß Bündnisse und Verträge mit anderen Fürsten im Interesse seines weltlichen Fürstenthums, worin er Interessen der Kirche, namentlich ihr Juwel, die freie Wahl der Bischöfe, den Fürsten opferte. Rosmini zog aus diesen seinen Vordersätzen nicht selbst den nothwendigen Schluß, daß der Papst sich des Kirchenstaates begeben sollte. An seiner Statt thaten es die Feinde seiner Congregation, die Jesuiten, welche dieselbe als das evangelische Gegenbild ihres Ordens haßten. Diese seine Feinde wie liberale Freunde Rosmini's brachten seine willkürlich gehemmte Gedankenentwicklung in Fluß.

Rosmini starb zu früh, um über das Verhältniß des nationalen Einheitsstaats zum Papstthum sein Votum abgeben zu können.

Döllinger sagt Seite 649: „Als in diesem Frühjahre (1861) Pope Hennessey im brittischen Parlamente beredt zu Gunsten der päpstlichen Rechte gesprochen, forderte ihn Layard auf, er möge einen einzigen geistig bedeutenden Mann in Italien nennen, der in der Frage des Kirchenstaats auf der Seite der päpstlichen Regierung stehe. Hennessey wußte nur Einen zu nennen und dieser war — der Jesuit Secchi. In der That haben sich selbst zwei geistig hervorragende Männer im Klerus dafür ausgesprochen, daß der Kirchenstaat, wenigstens in seiner jetzigen Gestalt, aufhören und umgewandelt werden möge, nemlich Passaglia und Tosti (Benediktiner von Monte Cassino)." So Döllinger.

Es ließe sich von den Zeiten Rosminis ab eine Kette von italienischen Priestern aufweisen, welche zugleich die Befreiung der Kirche und Italiens durch Säkularisirung des Kirchenstaats verlangten. Unter ihnen würde der demokratische Theokrat Pater Ventura eine interessante Stelle einnehmen. Wir wenden uns aber sofort zu Passaglia,

weil seine Schrift das Eis gebrochen hat, und weil er zu Anfang des Jahres 1861 mit Wissen des Papstes, und, wie wenigstens versichert wird, im Auftrag von Kardinälen zwischen Rom und Cavour als Träger von Vermittlungsvorschlägen hin und her reiste, bis Pius im März durch seine Allokution jede Verständigung von sich stieß.

Nicht die Neuheit der Ideen, sondern die alterthümliche Kirchlichkeit der Beweisführung charakterisirt seine erste Schrift. Man muß von ihm sagen, was auch von den Staatsschriften Gioberti's gesagt wurde, sie verläugnen den Seminaristen nicht. So wenig dies nach dem Geschmack unsrer Liberalen sein mag, Forcade bemerkt richtig, daß die meisten jetzt reifen Männer in Italien eine Art von Seminarerziehung genossen; es muß sie daher wie eine fromme Jugenderinnerung anmuthen, eine ganze Wolke von Kirchenvätern und Heiligen für ihre nationalen Wünsche auftreten zu sehen.

Demgemäß beginnt Passaglia mit dem Axiom, daß die Wahrheit sich nur auf Autoritäten gestützt Geltung zu verschaffen wisse. Sodann betheuert er, daß er guter Katholik sei, daß es sich nicht um ein Dogma handle. Ein Parallelismus finde allerdings Statt; denn wie im Dogma der Trinität und in der Christologie durchdringt sich in der Lehre von der Kirche unzertrennlich Einheit und Mehrheit. Nachdem der Lehrberuf des Einen Priesterthums auf eine für den strengsten Katholiken beruhigendste Weise weitläufig (scheinbar überflüssig) nachgewiesen ist, wird gezeigt, daß auch die Laien nothwendig zur Kirche gehören; man darf es also nicht darauf ankommen lassen, sie zu verlieren. Auch ist es Ein Priesterthum bis zum Papste hinauf, und jeder Priester hat das Recht, ja nach Umständen, wenn es gilt der Gefahr des Schisma vorzubeugen, die Pflicht, über Dinge, worüber die Kirche noch nicht bestimmt entschieden hat, seinen Oberen die Wahrheit zu sagen.

Nachdem Passaglia die Herrlichkeit der Kirche bewundert hat, seufzt er: „aber der Anblick der kirchlichen Gesellschaft in Italien erregt mir einen lebhaften tiefen Schmerz.“ Er läßt sich durch den Mund mehrerer Kirchenväter trösten; aber der Schmerz übermannt ihn wieder, „denn wer ist so blind nicht zu sehen, daß das italienische Volk in einer Lage sich befindet, die es der dringenden Gefahr, aus dem Paradies der Kirche auszutreten, gegenüberstellt! Schon

hat sich ein Theil der Italiener und gerade eine ausgewählte Schaar von dieser Mutter getrennt. Der Statthalter Christi und die Bischöfe strafen, verwerfen, verfluchen einstimmig Alles, was alle Italiener von jedem Alter und Stand heiß ersehnen und mit Muth verfolgen. „Aber," sagt ein Heiliger: „Woher kommt es denn, daß die Hirten nur von ihrer Macht zu binden Gebrauch machen? Wollen sich auch die Italiener vom orthodoxen Glauben lossagen? verachten sie vielleicht die höchste geistige Autorität des Oberpriesters in Rom? — Nichts weniger als dies, sie leisten vielmehr mit Freuden ihren Hirten den von Gott gebotenen Gehorsam. Zurückgestoßen beginnen die Italiener das zweite und drittemal um Frieden zu bitten und erklären sich einmüthig bereit durch Thaten zu beweisen, daß sie nichts so sehr wünschen, als die volle Freiheit der Kirche."

„Heißt aber dies nicht, das Wort St. Augustins verachten: sollen uns unsere zeitlichen Herrlichkeiten vor den ewigen Errungenschaften des Herrn gehen? Wird dadurch nicht das ärgste Verbrechen, das Schisma, herbeigeführt?"

Zur Beruhigung frommer Seelen wird jetzt nachgewiesen, wie in der ganzen Kirche Alles auf ihre Einheit angelegt ist. Das Episkopat hat die Blüthe der ganzen und der einzelnen Kirchen zum Zweck. Aber die meisten Kirchen in Italien sind durch die Schuld der Bischöfe nur noch Schatten, nur noch einige gewähren den tröstlichen Anblick einer Heerde, welche sich nicht schämt ihrem Hirten sich zu nahen. — Und nun ertönen die Klagelieder Jeremiä über den Trümmern der h. Stadt.

„Die Strafen der Kirche dürfen nicht unterschiedslos auf ganze Massen geschleudert werden; man mache die Verbrecher namhaft. Wenn aber die Ueberzeugung, welche man verfluchen will, die im Volke herrschende ist, so erwäge man, ob nicht die Excommunication tödte, statt die Wunde zu heilen? — Worin besteht denn die Verschuldung Italiens? Glauben unsere Gegner wirklich, eine Versöhnung wäre nur unter der Bedingung möglich, daß die Bischöfe einen Rechtsbruch sanktionirten und der Papst sich einer tempelschänderischen Sklaverei unterwürfe?" — Was nun den durch Vertreibung der andern legitimen Fürsten begangenen Rechtsbruch anbelangt, so sagt Passaglia mit Christo: „wer hat mich zum Schiedsrichter über eure weltlichen

Dinge gesetzt?“ „Ich lese in der h. Schrift, daß die Apostel vor den weltlichen Richterstühlen erschienen, nicht um zu richten, sondern um gerichtet zu werden.“ St. Bernhard schreibt: „ihr habt die Schlüssel des Himmelreichs erhalten, nicht um die Besitzer zeitlichen Guts, sondern um die Sünder auszuschließen. Weltliche Grenzen festzustellen ist Sache Weltlicher; der Beruf der Kirche ist ein höherer. Wozu soll sie ihre Sichel an eine fremde Erndte legen?“ Passaglia verlangt somit Scheidung der kirchlichen und der weltlichen Gewalt; er verbietet ihr unter dem Vorwande, daß sie die höhere sei, sich beliebig in die weltlichen Angelegenheiten vergewaltigend einzumischen. Jedes dieser Gebiete hat sein eigenes Recht und seine Ordnung.

Wenn Passaglia uns manchmal an de Lamennais erinnert, so tritt bei Bekämpfung der Legitimitätstheorie der vertriebenen Fürsten die Casuistik unseres Exjesuiten widerlich hervor. Jener probabeln Theorie glaubt er eine mehr oder minder probable entgegenstellen zu können. Es wird bewiesen, „daß die Gerechtigkeit wie die Ungerechtigkeit des Ursprungs des Königreichs Italien mit Schein der Wahrheit bekämpft werden kann; eine Anzahl Personen vertheidigt seine Gerechtigkeit mit soliden, glänzenden Gründen.“ — Man sollte nicht auf Mazzinis Lehren allein die sittliche Anbrüchigkeit so vieler Italiener schieben; wenigstens eben soviel ist die jesuitische Erziehung daran Schuld, welche über den Künsten ihrer Rabulistik und über ihren Autoritäten die oberste, die des Gewissens zu wecken vergißt.

„Die bedeutendsten Autoritäten aller Jahrhunderte sind uneinig, ob die Völker das Recht haben über ihr Schicksal zu entscheiden, oder ob die Fürsten ein unverlierbares Recht auf sie besitzen. Die Ansicht der Rechtmäßigkeit der Constituirung Italiens ist aber um so wahrscheinlicher, als sie durch die That selbst legitimirt ist. Allerdings ist das Recht der vollendeten Thatsache ebensowohl angezweifelt als behauptet. Doch spricht sich Christus offenbar für sie aus, indem er sich den Zinsgroschen geben läßt und fragt: weß ist das Bild und die Ueberschrift?“ — Auf dieselbe Frage erschalle von Sicilien bis zu den Alpen die jubelnde Antwort: Viktor Emanuel! „So haben uach die Päpste in den alten Zeiten die faktisch Regierenden anerkannt, z. B. St. Gregor der Große den (wollüstigen Trunkenbold) Phokas

mit Jubel begrüßt, ob er gleich seinen rechtmäßigen Vorfahren und dessen Kinder ermordet hatte!" — Seltsames Vorbild! —

„Wenn man also der Lehre und dem Beispiele der Schrift und heiliger Päpste folgte, so würden die Bischöfe den Namen „katholische" nicht über dem Uebernamen „österreichische, bourbonische" verlieren. Allein zeitliche Ehre und Vortheile sind vielen Bischöfen die Hauptsache; handelt es sich darum zum Besten der Seelen auf zeitliche Vortheile zu verzichten, so hält man diese fest unter der Betheuerung, sie seien Gottes Sache."

Die Disputation gipfelt in der Frage: „Kann man aber hoffen, daß sich die Bischöfe dem Königreich Italien günstig bezeugen, so lange der Papst der Nation den heißersehnten Frieden verweigert? — Gewiß nicht. — Daher müssen alle Bemühungen darauf gerichtet sein, Pius zu bewegen, daß er diesen Frieden gewähre. Zwar hat der Papst feierlich diese Bitte zurückgewiesen; allein seine Erklärung hängt mit keinem Glaubensartikel zusammen, sie ist materieller irdischer Natur, wie das Königreich selbst. Eine Abänderung dieser Erklärung wäre also eben so thunlich als lobenswerth. Daher haben wir die feste Ueberzeugung, wie man das Papstthum bisher durch das Silber der Beharrlichkeit glänzen sah, so wird es bald durch das Gold seiner, die Nothwendigkeit anerkennenden Nachgiebigkeit leuchten." — Hält man den Krönungseid des Papstes entgegen, so antwortet Passaglia: kein Eid darf eine Fessel der Ungerechtigkeit werden, für zeitliches Gut läßt sich immer ein Aequivalent geben.

„Aber, sagt man, der Verlust der weltlichen Majestät würde auch den der priesterlichen Macht mit sich bringen, mit dem Verlust der politischen Unabhängigkeit wäre auch die Freiheit des Papstes selbst gefährdet. Die davon überzeugten Bischöfe werden daher den Papst ermuthigen, mit derselben Hartnäckigkeit die Majestät des Fürsten und die politische Autonomie, wie die des Priesters und wie die Freiheit der Kirche zu vertheidigen." — Tiefe Traurigkeit umhüllt den Geist Angesichts dieser dem christlichen Alterthum unbekannten Ansichten. „Das Recht, die Majestät, die Freiheit des Papstes sind göttlichen Ursprungs, sie sind unveränderlich; weltliche Souveränität thut nichts dazu. Allerdings darf der Glaube an ihn auf keine Weise

erschüttert werden; aber eben der Glaube ist nur dann Glaube, wenn er nicht vom Zeitlichen, Veränderlichen abhängt."

„Man sagt, dem Papst müsse doch die Ausübung seines Berufes durch seine weltliche Souveränität erleichtert werden. — Keineswegs ist dies der Fall. Und die Kirche und der Papst haben keine Verheißung, daß sie von der Welt unangefochten bleiben sollen, sondern die gewisse Verheißung von Verfolgung, von Kämpfen und von sicherem Siege. Dagegen sollen sie nicht mit weltlichen Mitteln einen Zaun aufrichten wollen." „Wenn der Papst nur in Dingen des Gottesdienstes volle Freiheit genießen wird, so mag er in weltlichen Dingen, wie andere Christen, sogar den bürgerlichen Gesetzen und einem weltlichen Fürsten unterthan sein. Besteht doch nach St. Augustin unsere Freiheit darin, daß Gottes Gnade uns zu neuen Kreaturen macht, welche das Gute aus Liebe dazu vollbringen. Wer die Freiheit des Papstes will, treibe ihn zur rechten Nachfolge Christi an! St. Bernhard ermahnt den Papst, die weltliche Gewalt, wodurch er nur zerstreut werde, als die schlimmste Knechtschaft von sich zu werfen. Denn, ruft er, was ist des Papstes unwürdiger, was ist sklavischer als mit Leuten, welche ganz in weltlichen Händeln, in Weltsinn verdorben sind, jeden Tag, nein, jeden Augenblick sich beschäftigen zu müssen?" — Zielt Passaglia mit diesem Citat etwa auf die „Prälaten?"

„Mag es auch Zeiten gegeben haben, wo die Lage der Gesellschaft die Verbindung der weltlichen Gewalt mit dem Oberpriesterthum zu fordern schien; die öffentlichen und die Privatverhältnisse sind heut zu Tage so verändert, daß Nichts auch für das Papstthum selbst wünschenswerther sein muß als die Trennung von Schlüssel und Scepter. Diese Trennung ist der einmüthige, heiße Wunsch aller Derer, welche noch durch fremde Bajonette unter der päpstlichen Regierung gehalten werden. Es herrscht die Ueberzeugung, daß die Beibehaltung der weltlichen Macht den Ruin der Religion und des Papstthums (in Italien) herbeiführen müßte."

Passaglia ist offenbar überzeugt, daß die Orthodoxie seiner Ansichten mit der St. Augustins und Cyprians stehe und falle. Er geht auf die Kirche der ersten acht Jahrhunderte zurück, vor der Einsetzung des Kaiserthums, welches den Papst durch Wetteifer in die poli-

tische Rolle hineinriß. Ganz auf demselben Boden mit Passaglia stand vor zwei Jahrhunderten eine Gemeinschaft von Katholiken, welche sich auch nicht aus der Kirche hinausdrängen lassen wollte. Bischof Jansen faßt Augustins Lehre in das Wort zusammen: servitus Dei vera libertas; Vergeistigung der Kirche, Verinnerlichung des Glaubens, Verfechtung der Rechte der Nationalität charakterisirten die jansenistische Bewegung. Selbst Doktor Arnolds Unterscheidung von fait und droit, der äußeren Thatsache, worin Freiheit, Verschiedenheit zulässig ist, vom Dogma findet seine Parallele bei Passaglia, welcher aber noch zu viel vom Jesuiten beibehalten haben dürfte, um diese Vorläufer anzuerkennen.

Bekanntlich hat es Passaglia nicht an italienischen Priestern gefehlt, welche sich an seine Seite stellten. Der Jüngste unter ihnen, Perfetti, erklärt das Papstthum für leb- und machtlos, seit es sich unter die Gewalt der Jesuiten gab; dieses ist beinahe gleichzeitig mit der Abschließung seines Territorialstaates geschehen. Seitdem habe das Papstthum aufgehört sich zu reformiren, es hat sich von Europa, vom Fortschritt losgetrennt. Dennoch verspricht er dem Papstthum eine große Zukunft, wenn es die weltliche Last von sich werfend, sich nur auf das reine Christenthum und auf seine göttliche Einsetzung stützen würde. Ja er fürchtet, es möchte dann den weltlichen Regierungen zu sehr imponiren. Dem Einwurfe, das Königreich Italien würde den landessässigen Papst als Unterthanen zu seinen Zwecken ausnützen, begegnet er durch die Versicherung, Italien würde so klug sein dieses nicht zu versuchen, da es sich dadurch vom Papstthum abhängig machen müßte. Aus diesem Grunde ist es allerdings der Pfaffheit überall sehr ärgerlich, wenn sie von einer Regierung nicht zu ihren Zwecken gebraucht wird.

Perfetti gibt zu bedenken, daß durch Verhinderung der Consolidirung des Nationalkönigreichs die Zersplitterung Italiens in Republiken veranlaßt würde, wodurch gewiß auch Rom sich zur Republik fortreißen ließe. — Allein Nichts wäre der rothen Restauration erwünschter, sie läßt sich durch diese Perspektive gewiß nicht zur Nachgiebigkeit stimmen!

Es fragt sich nun, ob Passaglia und Genossen Wurzel im italienischen Klerus haben?

Der Verfasser des interessanten Aufsatzes über Kirchenreform in Italien im Julihefte der Edinburgh-Reviews, Jahrgang 1861, Nr. 231, ist nach Döllinger wahrscheinlich Cartwright. Er sucht nachzuspüren, welche Gestalt der Gedanke der Trennung der weltlichen Souveränität vom kirchlichen Oberpriesterthum in den einzelnen Orden und zwar in ihrer italienischen Zunge gewonnen hat. Daß dieses in den Ordenshäusern diesseits der Alpen weniger der Fall ist als in Italien selbst, dürfte im Großen als Thatsache anerkannt werden. Im Episkopat, wie wir sahen, hat auch in Italien die liberale Ansicht weniger Anhänger.

Bei der Uebung in der Selbstbeherrschung, bei dem durch strenge gegenseitige Ueberwachung großgezogenen Mißtrauen und Vorsicht der Ordensleute ist es schwer, von den im Schooße der Orden oder einzelner Abweichungen derselben gehegten Ansichten über wichtige kirchliche Fragen zuverlässige Kunde einzuziehn. Mag auch die Gährung der Geister und des italienischen Bluts manche Zunge über Gewohnheit entfesseln, so bleibt das Urtheil über die im Schooße eines Ordens entwickelten Ansichten ein sehr ungewisses. Es ist nicht zu bezweifeln, daß im Schooße des stolzen Dominikanerordens eine tiefe Mißstimmung über das neue Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariens herrscht. Nachdem sie Jahrhunderte lang nach dem Vorgang ihres großen Lehrers Thomas Aquinas diese Lehre der Franziskaner bekämpft hatten, ist es für sie, die betrauten Hüter der Orthodoxie und Verwalter der Inquisition, allerdings sehr ärgerlich, daß im entgegengesetzten Sinne, für das „französische Dogma,“ wie die Italiener es nennen, entschieden wurde. Allein damit ist noch nicht bewiesen, daß der Orden die Forderungen der Nationalpartei unterstütze. Etwas mehr Grund möchten folgende Worte Cartwrights haben: „Es wird im Vertrauen behauptet, daß die populäre Korporation der Kapuziner offenbar geneigt ist, gegen die weltliche Souveränität des Papstes zu protestiren und thätlich mit der vorschreitenden Nationalbewegung zu sympathisiren und sie zu ermuthigen. Es ist jedenfalls gewiß, daß die päpstlichen Behörden an das Begründetsein dieser Anschuldigungen glauben. Denn die Haltung des Ordens ist aufgefallen durch unzweideutige Zeichen freier, populärer Ansichten, wie durch den

Grad entschlossener, ausgesprochener Kühnheit, welche mit der sonstigen Zurückhaltung contrastirt."

Der Stammorden der Kapuziner, die Franziskaner haben seit dem großen Kampfe des Kaisers Ludwig des Bayern gegen die französischen Päpste von Zeit zu Zeit wieder ihre Abneigung gegen die weltliche Macht des Papstes an den Tag gelegt. Die Kapuziner hängen bekanntlich nicht blos mit dem Volke, mit seiner Stimmung eng zusammen, sie hängen auch von demselben ab. Daher ist obige Behauptung nicht ganz unwahrscheinlich, und wie sie die Stärke der nationalen Bewegung beweisen würde, so müßte dieselbe auch durch den Beitritt dieses populärsten Ordens, ja auch nur einer bedeutenden Minorität desselben befördert werden.

Bekanntlich sind die Benediktiner in einem ganz anderen Sinne als die Kapuziner immer mit den edleren Regungen des Zeitgeistes in Verkehr gestanden. Vom Boden ihrer alten Kultur aus haben sie demselben uneigennützig die Hand geboten. Nun schreibt das Edinburgh Review: „Es ist notorische Thatsache, daß die Ansichten, welche die Benediktiner in Betreff der Verwaltung der Kirche, der politischen Entwickelung Italiens als eines Ganzen und ganz besonders in Betreff der weltlichen Macht des Papstes bekennen und verbreiten, der Art waren, daß sie dadurch seit einiger Zeit Gegenstand des Verdachts für die höchsten Behörden wurden. Dieses war namentlich mit Monte Cassino der Fall, von wo unter der bourbonischen Regierung die Druckerpressen entfernt wurden. Einige Mönche wurden ausgetrieben, andere ins Gefängniß gesetzt, unter ihnen Pater Papalettere, welcher jetzt die Mitra als Abt von Monte Cassino trägt. Der bedeutendste unter diesen Mönchen, Pater Tosti, Verfasser der Geschichte des lombardischen Bundes, wurde verbannt. Die katholische Rechtgläubigkeit dieser Männer ist über allen Zweifel erhaben. Die freisinnigen Ansichten derselben sind in ihrer ganzen Ausdehnung in den Schriften Tostis zusammengestellt. Sie beschränken sich auf die Bereitwilligkeit, diejenigen Stücke der kirchlichen Einrichtungen zum Opfer zu bringen, welche gegen die Errichtung einer kräftigen italienischen Regierung anstoßen, und in dem herzlichen Glauben, daß die Pflichten eines frommen Katholiken und eines freien Bürgers in einem freien Staate sich vollkommen vertragen." Wegen ähnlicher Ueberzeugungen, welche

sich selbst in den ältesten Benediktinerklöstern des Kirchenstaats, z. B. in Subiaco festgesetzt hätten, soll die Kurie sich zu Visitationen veranlaßt gesehen haben.

Zu verwundern ist, daß der Engländer der in vielen Klöstern Siciliens herrschenden Stimmung nicht erwähnt. Diese auf ihre Charaktereigenheit eifersüchtige Insel hegt in ihren Klöstern Hunderte von nachgebornen Söhnen der besten Familien, welche zu den eifrigsten Pflegern der Kultur gehören. Gut katholisch im Dogma rühmen sich die Sicilianer, Weltgeistliche, Mönche und gebildete Laien, daß sie in Fragen geistlicher Gerichtsbarkeit und Oberhoheit „Protestanten" seien. Sie haben ihr glühendes Streben nach Unabhängigkeit ihrer Insel unter einem eigenen Fürsten der Idee der italienischen Nationalität zum Opfer gebracht; sie glauben daher auch dem Papste ein Opfer auf demselben Altare ansinnen zu dürfen.

In der Hauptsache werden diese Ordensgeistlichen mit dem am Schlusse des Aufsatzes von Cartwright mitgetheilten Briefe aus Montecassino übereinstimmen: „Wir glauben," heißt es darin, „nicht an die Ewigkeit, noch an die Nothwendigkeit des Kirchenstaats. Aber wir unterwinden uns nicht die Stunde zu bestimmen, für welche der Rathschluß Gottes die Ablegung der weltlichen Souveränität bestimmt hat. Daher möchte ich wohl die Kniee vor Pius beugen und sprechen: Heiliger Vater, werfet diese weltliche Last weg; sie ist blutig durch Kriege und Aufruhr, sie ist unerträglich; denn in unsern Tagen lassen sich die Völker nicht mehr tragen, sondern sie wollen auf ihren eigenen Füßen gehen; sie ist böse und schädlich, da sie den Busen der Kirche durch das Schisma zerreißt, und sie betrübt das Herz der Menschheit, welche mit Nationalitäten in schmerzlichen Wehen liegt. Gebet diese Last euren Feinden Preis. Dann werdet ihr, während diese an diesen trockenen Beinern nagen, allmächtig durch die Freiheit auf den Sinai steigen, um da das Mysterium der Einheit der Heerde mit dem Hirten zu finden. Wenn mir aber Pius antwortete: Noch ist die Stunde nicht gekommen, — wolltet Ihr dann, daß ich mich gegen seine Autorität, als die eines ehrgeizigen Papstes empörte? Ich glaube dies nicht, weil der Papst für uns Katholiken ein Mensch ist, welcher unter dem kräftigen Beistande des Geistes lebt, welcher nicht für vergängliche menschliche Individuen herabstieg,

sondern für die unsterbliche, übernatürliche Person der Kirche. Aber als Mensch läßt der Papst es geschehen, daß ich zu seinen Füßen mit ihm spreche, denke und rathe. Denn der Geist, welcher weht wo er will, kann sich auch durch das geschaffene Wort, den Menschen, offenbaren."

So hat denn die italienische Nationalität mit ihren kühnen Anforderungen nicht blos ihre Staatsmänner, ihre Generale, sondern auch ihre Mystiker. Und nichts ist kühner, nichts unbeugsamer als die Demuth solcher Mystiker.

Bei der gegenwärtigen Verflechtung der Interessen aller civilisirten Völker wird jede bedeutende lokale Frage zu einer europäischen, ja zu einer Weltfrage. Aber keine von allen diesen Fragen hat eine solche Ausbreitung und Verwachsung ihrer Wurzeln und Zweige mit denen auch der entfernteren Stämme, wie die römische Frage. Deßhalb ist darüber nicht vom Standpunkte Eines Princips aus, weder von dem der Kirche allein, noch von dem der Nationalität, zu entscheiden.

Staatsmänner werden dieses auch gar nicht versuchen. Rossi hat 17. Februar 1848 — also unmittelbar nach dem Verfassungsversprechen in Neapel, acht Tage vor der pariser Februarrevolution — die Umrisse der künftig noch möglichen Papstsouveränität entworfen: „Sie ist nur noch thunlich, wenn man rein und streng das Weltliche von der Kirche trennt und jenes säcularisirt. Diese weltliche Verwaltung wäre ganz in den Händen von Laien, und die Kirche würde sich iure proprio nur in der Person des Papstes an der Spitze finden; die Kirche wäre der König, aber nur der König (sie würde also regner, nicht gouverner). So würde die Kirche an Würde und sittlichem Einfluß mehr gewinnen, als sie an weltlicher Macht verlöre."

Ist zwischen dieser zwar von der Kirche selbst nicht angenommenen Auffassung eines jetzt von ihren Vertheidigern hochgerühmten Staatsmannes und dem Angebot persönlicher Souveränität für Papst und Kardinäle durch Cavour und Ricasoli ein großer praktischer Unterschied? Dieses Angebot hätte seinen Vorgang in der Souveränität, welche ein Monarch bei seinem persönlichen Erscheinen auch in

fremdem Staate behauptet. Dasselbe dürfte sogar für das Königreich Italien drückendere Bedingungen enthalten, als die Ausscheidung eines kleinen Gebiets, sofern nur nicht ganz Rom darein eingeschlossen wäre. — Sollte hier bei gutem Willen nicht ein neutraler Boden für Unterhandlungen zu gewinnen sein? Oder haben die Stürme der letzten vierzehn Jahre auch dieses Blatt der Sibylle zerrissen?

Rossi verlangt, daß innerhalb des päpstlichen Gebiets dem Papste freie Hand gelassen werde in gemischten Sachen — in Ehesachen, im Unterricht, bei Vermächtnissen, Stiftungsvermögen, Gütern in todter Hand. Soviel Weltliches auch in diese Dinge verquickt ist, obgleich der Papst Vieles davon im Concordat mit dem ersten Consul an Frankreich aufgegeben hat, so muß doch die Kurie dieses Alles überall, zumal in ihrer nächsten Umgebung verlangen. Der italienische Staat muß Vieles davon verweigern, während er für die Freiheit der Kirche in kirchlichen Dingen hinwieder ungleich mehr bietet. Es würde ihm sehr schwer werden, dieses Anerbieten zu halten. Denn während sich die Kurie mit dieser Ambrosia durchaus nicht für befriedigt erklärt, murren viele Liberale darüber, daß der Staat wesentliche Rechte aufgeben wolle; die Sicilianer protestiren dagegen auf Grund der Privilegien ihrer Inselkirche und ihrer selbständigen Jurisdiktion.

Mag man aber über die Principien in Ewigkeit fortstreiten, es muß sich doch während des nächsten Jahrzehnts, wenn es nicht zu einem für beide Theile sehr gefährlichen Bruche kommen soll, ein modus vivendi zwischen dem Papstthum und Italien anbahnen; die Stellung Roms, Siciliens und vielleicht anderer Provinzen zur Kurie dürften dadurch eigenthümlich nüancirt werden. Durch zeitweilige Entfernung des Papstes von Rom würde die nöthige innere Reifung vielleicht befördert.

Eine Reform der Kirche auch in Punkten, welche zu Trient beinahe so fest wie Dogmen festgestellt wurden, wird nicht blos wegen Italiens nöthig werden. Doch das sind innere Fragen der katholischen Kirche, welche intra parietes entschieden werden mögen. Das durch Nichtitaliener verstärkte Kardinalcollegium wird dabei wohl auch auf Laienstimmen zu achten haben, welche bereits von Männern wie

Segesser (Neue Studien und Glossen zur Tagesgeschichte im Jahre 1860. Nördlingen) erhoben werden.

Möge doch Jeder, welcher in der großen jetzt vorliegenden Frage das Wort erhebt, in seinem Gewissen wohl erwägen, daß es hier nicht hartnäckige Behauptung einer Parteiansicht gilt, sondern die höchsten Güter der Menschheit, Wahrheit und Recht, für den Katholiken seine Kirche. Seit den Zeiten der Longobarden, seit dem Fall der Karolinger war es die Politik der Kurie, keine einheimische Macht, welche die Grundlagen eines italienischen Reichs gelegt hatte, sich befestigen zu lassen: wie oft hat sie deshalb die Fremden nach Italien gerufen! Die Einen werden daraus schließen, daß die Kurie es auch ferner so zu halten habe; sie mögen dann die Schuld der Vergiftung des italienischen Geistes auf ihr Haupt nehmen. Andere, welche ihr Vaterland lieben, werden nach dem Worte handeln: was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, daß thue du ihnen auch nicht.

Welcher von beiden legt das geistesstärkere Zeugniß davon ab, daß er in Wahrheit an die providentielle, dauernde Berufung des Papstthums glaubt?

Ein Mittel, scheint es, würde eine schnelle, gründliche Entscheidung herbeiführen und dasselbe wird vielleicht bald versucht: das Zerhauen des Knotens, entscheidende Siege der Waffen der Reaktion über Italien und über — Oesterreich. Durch dieses Mittel würden, etwa die Lombardei ausgenommen, nicht nur die alten Territorialgränzen wieder aufgerichtet werden, sondern gewiß auch der Glaube, der Glaube an Mazzini, nein, — an Orsini und Genossen.

Eine und die andere Annahme des Verf. bleibt freilich zu wenig begründet und müßte anders gefaßt werden. Namentlich was den Zeitpunkt des ersten Auftretens Konrads von Marburg am Thüringischen Hofe und als Gewissensrath der h. Elisabeth anlangt (S. 12—13), so fällt Letzteres sicher später und verweisen wir zu diesem Behufe auf unsere Andeutung und Ausführung im 2. Heft dieser Zeitschrift vorigen Jahres. Gerade darauf aber wird bei der Beurtheilung von Konrads Einfluß auf die Landgräfin Vieles ankommen. Wgl.

Ed. Tempeltey de Godofredo ab Ensmingen eiusque quae feruntur operibus historicis. (IV, 79 S.) Leipzig, Gannon.

(Es nöthigt uns der Mangel an Raum hier abzubrechen und den Schluß der Uebersicht der deutschen Geschichte vom 13. Jahrhundert ab dem nächsten Hefte vorzubehalten).

Dr. **Wilhelm Maurenbrecher.**

Druckfehler.

Auf Seite 64 Zeile 8 von unten lies i'casi statt icasi.
„ „ 71 „ 15 „ „ „ Freitage statt Feiertage.
„ „ 80 „ 2 „ „ „ an statt ein.

Bonn, Druck von Carl Georgi.